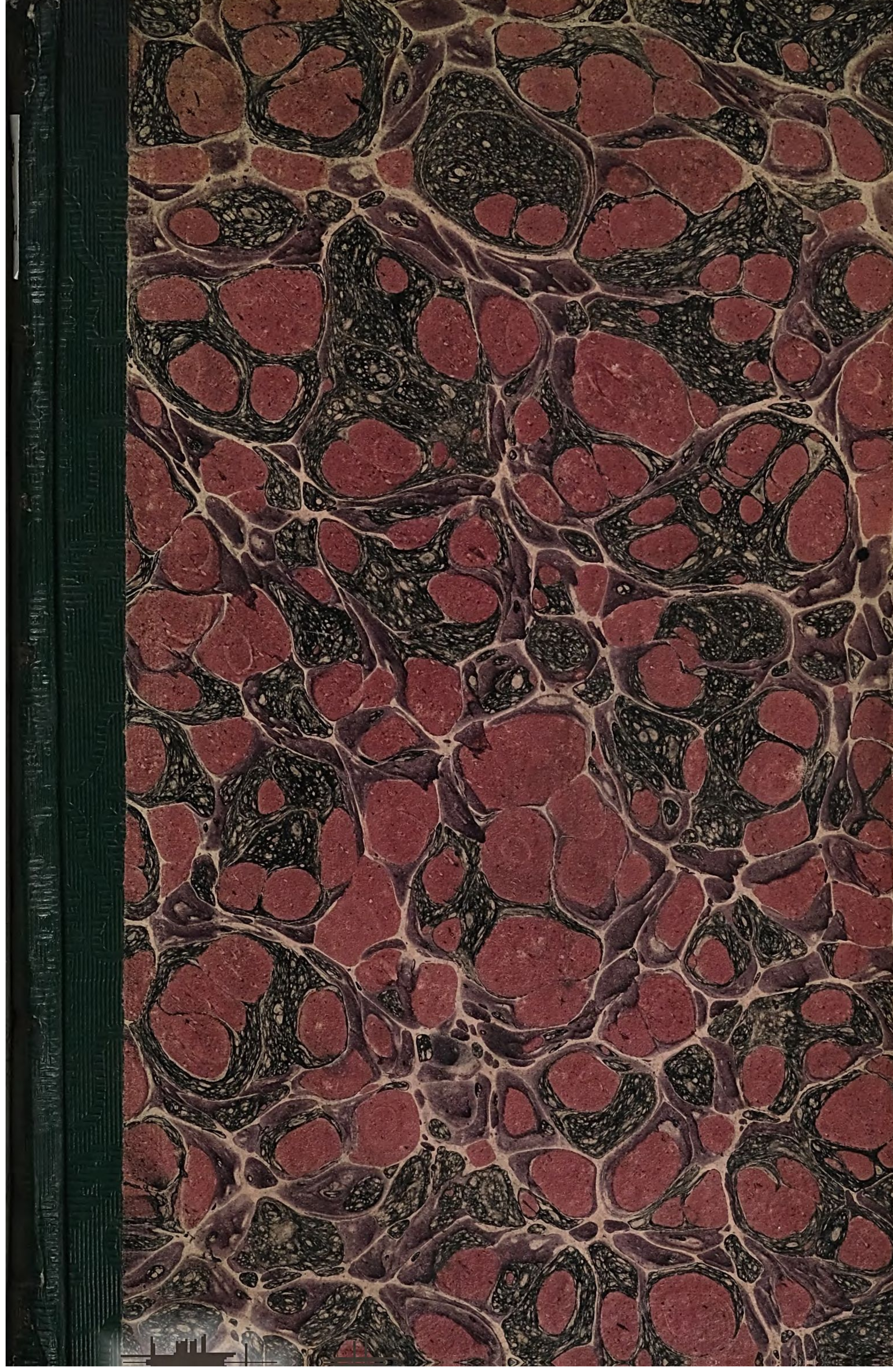




M. XX. 105[~]

Bg. o 144^a

M. XX. 103.

1852
Söttl

DEMOSTHENES

DER

STAATSMANN UND REDNER

VON

DR. SÖTL,

K. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU MÜNCHEN.

WIEN, 1852.

WILHELM BRAUMÜLLER,

K. K. HOFBUCHHÄNDLER.

DEMOSTHENES
DER
STAATSMANN UND REDNER.

DEMOSTHENES

OR

STASYLUS AND REDEMPTOR

DEMOSTHENES

D E R

STAATSMANN UND REDNER

V O N

DR. SÖLTL,

K. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU MÜNCHEN.



WIEN, 1852.

WILHELM BRAUMÜLLER,

K. K. HOFBUCHHÄNDLER.

DEMOSTHENES

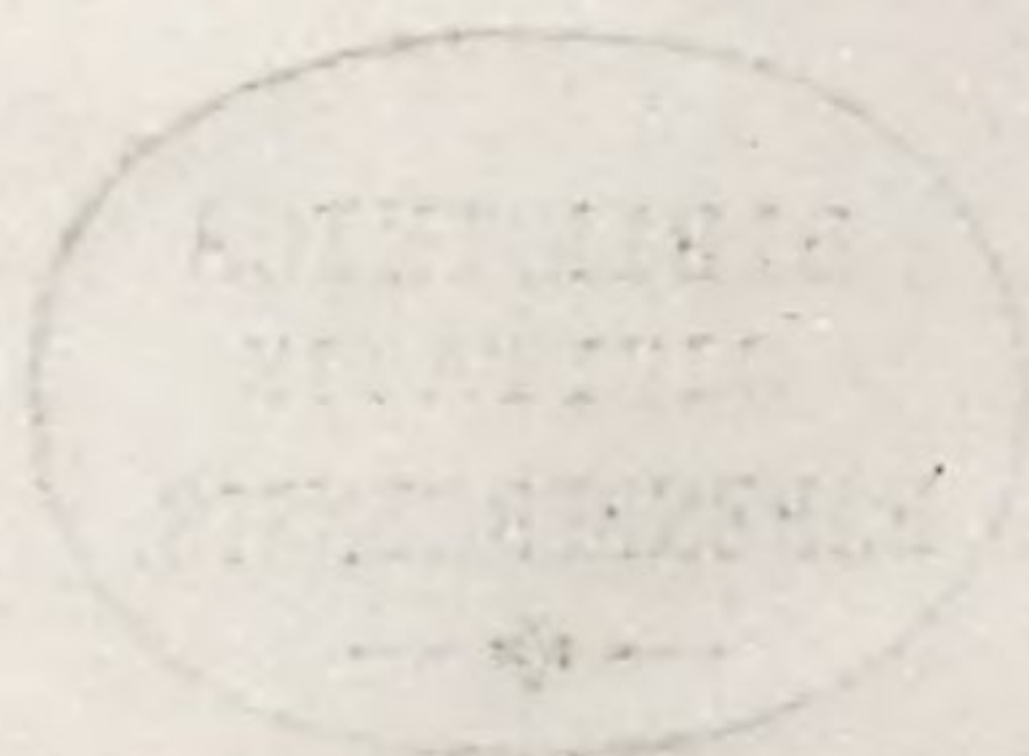
DE R

STAATSMANN UND REDNER

VON

Dr. SÖLTL

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU WÜRZBURG



WÜRZBURG, 1882

WILHELM BRACHMANN

VERLAG

V o r w o r t.

In den fieberhaften politischen Zerwürfnissen der Gegenwart, da so Viele das gemeinsame Heil nur in dem gänzlichen Umsturze des Bestehenden und von der Gründung einer Republik erwarteten, da beinahe jeder Tag einen anderen Staatsmann werden und vergehen sah; in dieser Zeit einen gefeierten Staatsmann des Alterthums betrachten, seine Ansichten, Plane und Bestrebungen, sein vielbewegtes Leben und endlich seinen Tod vorüberführen, und dabei die inneren traurigen zerrissenen Zustände der vielgepriesenen Hellenischen Republiken offen darlegen: Dies könnte, schien mir, den Einen zur angenehmen Erholung, den Anderen zur Warnung und Belehrung dienen. Schon früher, da ich meinen Schülern einzelne Reden des grossen Meisters erklärte, suchte ich in den Geist desselben einzudringen und sammelte Vieles über ihn und seine Zeit. Jetzt ordnete ich die zerstreuten Blätter, nachdem

ich die neuesten Forschungen benützt hatte, und gestaltete daraus ein Ganzes.

Möchte es mir gelungen sein, den Mann und seine Zeit wie in einem Spiegel den Deutschen klar zu zeigen und so manchen Wahn zu zerstreuen und dazu beizutragen, dass allmählich Mässigung und Besonnenheit wiederkehren. Die Alterthumsforscher, welche das unnennbare Vergnügen geniessen aus der Quelle selbst zu schöpfen, verweise ich an diese. Mir war nicht darum zu thun, die vielen langen und gelehrten Abhandlungen über einzelne Reden, Personen und Zeitverhältnisse zu vermehren; sondern ich wollte jene längst vorübergegangene Zeit in ihrem Gesamteindrucke schildern, und einen Staatsmann zeigen, der trotz aller Verfolgung sein Vaterland wahrhaft liebte und es aus den Gräueln der Anarchie erretten wollte, und dessen Leben und Tod eine glänzende Lobrede auf die Monarchie sind.

München, am Maximilianstage 1851.

Zweites Buch

I n h a l t.

Erstes Buch.

	Seite
1. Zustand der Hellenischen Republiken nach dem Peloponnesischen Kriege. Die Jugend und das erste Auftreten des Demosthenes in Athen.	1
2. Seine Rede gegen Androtion.	11
3. Gegen Leptines über die Steuerfreiheit.	16
4. Philipp, König von Makedonien, gegen die Hellenischen Kolonien.	24
5. Der Phokische oder heilige Krieg. Innerer Zwist der Hellenen. Sparta's Eifersucht auf Megalopolis. Rede des Demosthenes über die Sache der Megalopoliten. .	32
6. Anklage gegen Meidias.	39
7. Die erste Rede gegen den König Philipp.	49
8. Rede für die Rhodier.	58
9. Die erste Rede für das von Philipp hart bedrängte Olynth. .	64
10. 11. Die zweite und dritte Rede für diese Stadt. .	73. 80
12. Olynths Untergang. Fortdauer des heiligen Krieges und des inneren Zwistes der Hellenen.	89

Zweites Buch.

	Seite
1. Unterhandlungen mit Philipp. Aeschines und Demosthe- nes als Gesandte.	93
2. Demosthenes rath zum Frieden.	102
3. Die Reden über die Truggesandtschaft.	105
4. Die zweite Rede gegen Philipp.	114
5. Die Rede über den Chersones.	121
6. Die dritte Rede gegen Philipp.	133
7. Der Brief des Königs und Athens Rüstung.	144
8. Die Schlacht bei Chäronea. Philipp Sieger.	150
9. Die Anklage gegen Demosthenes.	158
10. Seine Rede für die Krone.	166
11. Seine Beredtsamkeit.	188
12. Sein Charakter.	198
13. Sein Tod.	205

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Nach den ewig denkwürdigen Siegen der Hellenen über die Perser spross mit der Freiheit bald auch die Zügellosigkeit empor, und mit den Schätzen, welche die Barbaren und die Inselbewohner den übermächtigen Athenern zollen mussten, kam auch der Uebermuth und die Tyrannei gegen die Bundesgenossen; daraus entstand der Bruderkrieg unter den mächtigen Staaten, die Parteien scharten sich um Athen und Sparta, und ein furchtbarer Krieg begann, der sieben und zwanzig Jahre währte und die herrlichsten Blüten knickte, dass eine neue Barbarei sich auf die schönen Gefilde zu lagern drohte, nachdem Athen der Gewalt der Spartaner erlegen und seine Einrichtungen grossentheils vernichtet waren. 404 v. Chr.

Als aber die Sieger darauf ihre drückende Oberherrschaft über alle Hellenen in Europa ausbreiten wollten, fanden sie an Theben einen unerwarteten Widerstand und verloren an dasselbe Ruhm und Vorrang. Doch nur kurze Zeit (378 bis 362 v. Chr.) konnte diese Stadt ihre errungene Macht

bewahren: mit ihren beiden Helden Epaminondas und Pelopidas sank auch ihre Hoheit, und eifersüchtig belauerten sich darauf die drei noch immer mächtigsten Staaten unter den übrigen Hellenen, ohne dass der eine oder der andere sein früheres Uebergewicht erringen oder in irgend einer Weise zum Wohle seiner Mitbürger und der Menschheit neue ausgezeichnete Thaten vollenden konnte. Das innere Leben war erschlaft, Athens Kraft, Blüte und Herrlichkeit schien für immer verloren; der alte Ernst, die ehemalige Sittenreinheit und Würde war selbst von Sparta gewichen: überall herrschte die Willkür selbstsüchtiger Volksführer, Unsittlichkeit und Weichlichkeit hatte die Gemüther vergiftet, und nur Wenige bewahrten sich rein in dem allgemeinen Verderben, welches bald den Untergang aller hellenischen Staaten herbeiführen musste.

Um so erhebender ist der Anblick eines Mannes, welcher mitten in der schwellenden Flut gemeinen Treibens wie eine Heldengestalt aus alter Zeit unbewegt und unbefleckt von den herrschenden Lastern hervorragt, und ein treuer Bürger und gewissenhafter Staatsmann nur darauf sinnt, wie er in seinem Vaterlande die Tugenden der Ahnen wieder erwecken und ihm den alten Ruhm und die alte Macht wieder verschaffen möge. Dieser Mann ist Demosthenes, dessen Geburtsjahr (385 oder 381 v. Chr.?) nicht genau bestimmt werden kann.

Sein Vater war ein angesehener Bürger aus der Gemeinde Päania bei Athen, der ein bedeutendes Vermögen besass, welches er sich durch den Betrieb einer grossen Waffen-Werkstätte, wozu später auch eine Schreiner-Werkstätte kam, erworben hatte. Als er, da sein Sohn erst

sieben*), die Tochter aber fünf Jahre alt waren, tödtlich erkrankte, vertraute er die Sorge für sie und ihr Vermögen drei Männern, seinen Freunden, und bestimmte, damit diese um so gewissenhafter das ihnen anvertraute Gut verwalten möchten, dem Therippides den Genuss von siebenzig Minen bis zur Volljährigkeit seines Sohnes, dem Demophon, seinem Neffen, aber seine Tochter mit einer Mitgift von zwei Talenten, und dem anderen Neffen Aphobus seine eigene Gattin mit ihrer Mitgabe von fünfzig und einer Zulage von dreissig Minen. Die Werkstätten sollten verpachtet werden.

Allein nach seinem Tode schalteten die untreuen Vormünder nach Willkür, liessen die Werkstätten für ihren eigenen Vortheil betreiben, verschleuderten und unterschlugen den grössten Theil des Vermögens, Aphobus nahm die ihm bestimmte Mitgift, aber nicht die Witwe seines verstorbenen Oheims dazu, und sie kümmerten sich wenig um die Erziehung der ihnen anvertrauten Kinder. Die zärtliche Mutter Kleobule wollte den wie es scheint schwächlichen Knaben schonen und von aller Anstrengung fern halten, der deswegen, gleich den übrigen Söhnen wohlhabender Athener weichlich erzogen, anfangs auch weichlich gelebt haben mag, bis er mit grosser Willenskraft den gewöhnlichen Vergnügungen und Beschäftigungen entsagte und sich den Wissenschaften widmete. Denn ohngeachtet der schlechten Wirthschaft seiner Vormünder besass er doch ein hinlängliches Vermögen, um anständig zu leben, und er selbst sagte später von sich: Mir wurde das Glück zu Theil, als Knabe tüch-

*) Nach der Annahme, Demosthenes sei 385 geboren.

tige Schulen zu besuchen und so viel zu besitzen, um nicht durch Noth gezwungen etwas Entehrendes zu begehen, und ich konnte auch, als ich heranwuchs, diesen meinen Umständen gemäss handeln.

Vor Allem wendete er sich mit glühendem Eifer der Beredtsamkeit zu, wozu er, der allgemeinen Sage zufolge, auf diese Weise bestimmt wurde: Kallistratus, der damals berühmteste Redner in Athen, übernahm die öffentliche Anklage gegen den Feldherrn Chabrias, als habe dieser die Stadt Oropus, um deren Besitz die Athener und Thebaner seit langer Zeit stritten, verrätherisch den Thebanern überliefert. Jedermann sprach von dieser wichtigen Sache und war auf die Anklage und den Ausgang derselben begierig, weswegen auch Demosthenes, der zum Jüngling herangewachsen war, den Verhandlungen beizuwohnen suchte, was ihm auch gelang. Er hörte den Redner, wurde gleich den Anderen von der Gewalt der Darstellung ergriffen, die Alles zu bezwingen und fortzureissen vermochte, sah, wie er Lob und Bewunderung ärntete und gleich einem Sieger im Triumph nach Hause geleitet wurde: und von diesem Augenblicke an liess Demosthenes alle anderen Wissenschaften und Beschäftigungen und strebte in seinem glühenden Ehrgeize nur danach, ein berühmter Redner zu werden.

Er wählte den Isäus, der unter den berühmten Athenischen Rednern genannt wird, zu seinem Lehrer, nahm dann bei Kallistratus selbst Unterricht, der ihn für seine Kunst begeistert hatte, wendete sich wahrscheinlich auch an Isokrates, besuchte die Schulen der Philosophen, vielleicht vorzugsweise die des Plato, und zog aus ihrem Unterricht sehr grossen Nutzen für die Beredtsamkeit, da er durch

diesen Philosophen tief in das Wesen der Dinge eindringen lernte. Auch soll er von dem Syrakusaner Kallias die Anweisung des Zoilus und Alkidamas in der Beredtsamkeit erhalten haben. In der Folge nahm er den Isäus zu sich ins Haus und brachte vier Jahre damit zu, dessen Reden nachzuahmen.

Die erlernte Kunst übte er, neunzehn Jahre alt, 366 v. Chr. zuerst öffentlich vor Gericht gegen seine Vormünder, um das väterliche Vermögen wieder zu erlangen. Denn nach zehnjähriger Verwaltung hatten sie ihm, da er mündig ward, nichts übergeben, als das leere Haus, vierzehn Sklaven und an Geld dreissig Minen, da er doch bei gerechter Verwaltung einen Werth von dreissig Talenten bekommen sollte. Als er aber die Rechtsklage stellen wollte, verabredeten sie einen Gütertausch, damit sie ihn entweder um seine Rechtsansprüche oder um sein noch übriges Vermögen brächten. Wenn nämlich in Athen Jemand zur Ausrüstung eines Dreiruderers — die grösste Vermögenssteuer — angehalten wurde, und er sich dadurch gegen einen Anderen unverhältnissmässig beschwert glaubte, konnte er Diesem den Umtausch ihres Vermögens vorschlagen. Das wollten nun die Boshaften bei Demosthenes versuchen: er sollte entweder ein Schiff ausrüsten oder sein Vermögen vertauschen, damit sie entweder loskämen, wenn er tauschte — denn mit seinem Vermögen wäre auch zugleich seine Rechtsklage an den Uebernehmer des Vermögens gekommen; oder wenn er den Tausch nicht einginge, dass er durch die Bestreitung der schweren Kosten bei einem geringen Vermögen zu Grunde gerichtet würde. Diesen Liebesdienst wollte ihm Thrasylochus leisten, und

Demosthenes, der die böse Absicht anfangs nicht merkte, nahm den Tausch an, behielt sich aber vor, sein Recht wegen der Vormünder zu verfolgen. Da aber dieses nicht ging und die Zeit des Tausches und der Ausrüstung, so wie der Klagestellung drängte, wenn er sich nicht seines Rechtes begeben wollte, so musste er sich von der Dienstleistung an Thrasylochus loskaufen.

Wie schlecht aber der Rechtszustand in Athen zu jener Zeit war, wie wenig in dem sogenannten Freistaate Eigenthum und Freiheit gesichert waren, das zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich. Zum Gütertausche hatte ihn am Meisten gedrängt Meidias und dessen Bruder. Diese erschienen plötzlich in der Wohnung des Demosthenes, suchten ihn zum Vermögenstausche zuerst durch Ueberraschung und allerlei Vorspiegelungen, dann selbst mit Drohen und Lästern zu vermögen. Demosthenes verklagte darauf den Meidias wegen der gegen ihn ausgestossenen Lästerungen und gewann die Sache, da dieser nicht vor Gericht zu erscheinen wagte. Allein obgleich der Beleidigte gegen ihn als säumigen Schuldner verfahren konnte und sich an dessen Eigenthum halten: rührte er doch nie etwas von diesem an, sondern klagte ihn nur wegen unrechtmässiger Vorenthaltung dessen an, was ihm gebührte, konnte aber nicht einmal die Klage einleiten, da Meidias alle möglichen Kunstgriffe und Ausflüchte ersann, um den Demosthenes daran zu hindern. Welche Frevel und Gewaltthaten aber derselbe während dieser nie endenden Streitsache üben durfte, davon zeugt Dieses.

Demosthenes hatte den Phalareer Straton, einen armen, wenig gewandten aber braven Mann zum Schiedsrichter,

und am bestimmten Tage sollte endlich die Klage ausgeglichen werden. Da nun Alles was die Gesetze gestatteten durchgemacht war, und weder eidliche Entschuldigungen der Abwesenheit noch Einreden gegen die Zuständigkeit des Gerichtes und auch sonst nichts mehr übrig war, verlangte Meidias, es sollte die Verhandlung vor dem Schiedsrichter aufgeschoben, wenigstens auf den folgenden Tag verlegt werden. Als Demosthenes dies verweigerte, fand sich Meidias nicht ein und der Schiedsrichter verurtheilte ihn. Aber am Abend, da es schon finster wurde, kam Meidias zum Sitzungssaal der Archonten, traf sie und den Schiedsrichter im Weggehen begriffen und hörte, dass er abwesend verurtheilt sei. Da suchte er den Straton zu überreden, das Verdammungsurtheil zu seinen Gunsten zu erklären, und die Archonten, dass sie das Niedergeschriebene abändern, und er bot ihnen dafür fünfzig Drachmen an. Als aber Keiner sich bewegen liess, drohte und lästerte er, ging und verlangte darauf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen den schiedsrichterlichen Spruch, ohne jedoch den üblichen Eid zu leisten, und liess die Entscheidung gegen sich rechtskräftig werden. Und die Sache wurde ohne dass der Eid geleistet war wieder vor Gericht gebracht.

Indessen verbarg er seinen Plan, wartete den letzten Tag ab, da die Schiedsrichter Sitzungen hielten, wo manche von ihnen sich einfanden, andere nicht. Da nun vermochte er den Prytanen ganz gegen die Gesetze eine Abstimmung vorzunehmen, und obwohl er gar keine Ladungszeugen der Klage aufgestellt hatte und gar keine Kläger da waren: liess er den Schiedsrichter ohne dass Jemand zugegen war für ehrlos erklären und austossen, und erlegte niemals die

ihm zu Gunsten des Demosthenes zuerkannte Geldstrafe. Solches konnte damals geschehen, Niemand, der von Meidias beleidigt war, konnte ohne Gefahr eine Klage gegen ihn anstellen, Niemand ohne Gefahr den Schiedsrichter in einem Streite desselben machen. So gross war sein Ansehen, seine Bosheit und Macht, und so tief das rechtliche Gefühl bei den Athenern gesunken!

In der Sache gegen seine Vormünder hielt Demosthenes mehrere von Isäus verfasste oder doch verbesserte Reden, da die treulosen Verwalter durch allerlei Ausflüchte und Kniffe die Sache in die Länge zu ziehen wussten. Vergebens hatte er sich zur friedlichen Ausgleichung erboten und dem Aphobus vorgeschlagen, sich dem Ausspruche beiderseitiger Freunde und Schiedsrichter zu fügen, den Onetor aber aufgefordert, sein eigener Richter zu sein und nur die Grenzen der Billigkeit nicht zu überschreiten. Endlich musste die Sache vor Gericht kommen; allein ohngeachtet die Vormünder zum Schadenersatze verurtheilt wurden, scheint er nur Weniges von dem Entwendeten erhalten zu haben.

Unter solchen harten Erfahrungen trat Demosthenes in das Jünglingsalter und auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens; kein Wunder, dass an seiner edlen Seele Unwillen und Bitterkeit über die damaligen Zustände wie zehrender Rost sich festsetzten; aber die Liebe zum Vaterlande überwog bald alle anderen Gefühle und bald glühte, sprach, handelte und kämpfte er nur für den Ruhm desselben. Er stattete mit derselben Aufopferung und Hingebung Chöre bei grossen Festlichkeiten und Schiffe zur Abwendung der Gefahren aus, stellte für seine Gemeinde Festmale an und

war zehn Jahre lang der Erste einer Steuerklasse, eben so lange, als es alle die Reichsten waren, und er steuerte dem Staate nicht nach der Grösse seines wirklichen Vermögens, sondern nach dem Massstabe, als er sich das Erbe seines Vaters dachte, wenn es redlich wäre verwaltet worden. Wo irgend ein Unternehmen zum Frommen des Staates ausgeführt wurde, dabei betheiligte er sich durch persönliche Dienstleistung, oder durch Geldbeiträge, so dass er in keiner Art von Ehrenaufwand, weder für das Privatleben, noch viel weniger in Bezug auf den Staat zurückblieb, sondern er zeigte sich dem Staate und seinen Freunden auf jede Weise dienstbar.

Bei seinem ersten Auftreten aber als Redner konnte Niemand ahnen, welch ein Licht er seinem Vaterlande und der Nachwelt werden würde. Denn er zeigte sich im Vortrage ungeübt, linkisch, in der Darstellungsweise ungewöhnlich, abstossend; seine Sätze waren verschlungen und deshalb unverständlich, und mit gekünstelten Schlüssen überladen; seine Stimme schwach, die Sprache undeutlich und der Athem kurz, so dass seine langen Redesätze zerrissen und verworren erschienen und die Zuhörer in Lärm und Getümmel ausbrechend ihn häufig verlachten. Diese Erfahrung entmuthigte ihn beinahe, und niedergeschlagen und verdrüsslich kehrte er einst in seinen Mantel gehüllt nach Hause zurück. Da begegnete ihm Eunomus von Thria, ein alter erfahrener Mann, und verwies es ihm, dass er seinen Vortrag aus Feigheit und Weichlichkeit so lange vernachlässige, da doch seine Darstellung eines Perikles würdig sei. Am Meisten aber ermuthigte ihn ein Schauspieler, Satyrus oder Andronikus, dem er sein Leid klagte, und der ihm schnell und

einleuchtend zeigte, wonach er streben müsse. Demosthenes musste ihm einige Stellen aus Sophokles und Euripides vortragen, dieselben Stellen wiederholte darauf der Schauspieler, und nun erkannte Demosthenes leicht, dass es ihm vorzüglich am Vortrage fehle, sowohl in der Aussprache als in der Gebärdung.

Hierauf begann er seine Uebungen mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ausdauer, nahm Unterricht bei jenem Schauspieler, und zeigte eine solche Beharrlichkeit seine Fehler zu verbessern, dass er mehrere Monate lang sich einschloss, den Kopf zur Hälfte geschoren, dass er nicht eher unter die Menschen treten könnte, als bis das Haar wieder gewachsen und seine Aussprache verbessert wäre. Seine Uebungen waren aber gleichmässig auf die mündliche und schriftliche Darstellung gerichtet. Achtmal soll er zu seiner Stylübung das ganze Werk des Thukydides abgeschrieben haben; alle seine Unterredungen und Geschäfte mit anderen Personen, und Alles, was er erzählen hörte, machte er zum Gegenstande der Uebung und seines Fleisses, wodurch er allmählich eine ausserordentliche Fertigkeit im Ausdruck und eine ungeheuere Mannichfaltigkeit der Wendungen erlangte, da er Dasselbe auf verschiedene Weise auszudrücken suchte.

Den körperlichen Fehlern half er so ab: Um die Undeutlichkeit der Aussprache und das Anstossen der Zunge zu bezwingen, nahm er kleine Steine in den Mund und sagte lange Stellen aus Dichtern her. Das unschickliche Zucken der einen Schulter beim Vortrage gewöhnte er sich dadurch ab, dass er einen spitzigen Degen über die entblösste Schulter von der Decke herabhängen liess, der ihn

nöthigte, die Schulter ruhig zu halten. Die weitere Gebär-
dung übte er vor einem grossen Spiegel ein, die Stimme
aber verstärkte er dadurch, dass er im Laufen und Berg-
ansteigen Stellen aus Dichtern laut hersagte oder sich mit
Jemanden im Gespräche unterhielt. Auch ging er oft in
den Hafen Phalerus und übte sich da unter dem Brausen
der an die Küste schlagenden Wogen im Reden, damit er
durch das in den Volksversammlungen erhobene Geschrei
sich nicht übertäuben liesse.

Zweites Kapitel.

Nachdem Demosthenes die grossen Schwierigkeiten seiner
Kunst besiegt hatte, trat er als Sachwalter in verschiedenen
Rechtssachen mit wachsendem Glück und Erfolge auf, und er
scheint anfangs Willens gewesen zu sein, eine Schule der Beredt-
samkeit zu errichten, von welchem Vorhaben er jedoch
bald abstand. Dann widmete er sich vorzüglich der Aus-
arbeitung von Anklagen und Vertheidigungsschriften und
Reden für Andere, zeigte aber dabei eine solche Gewissen-
haftigkeit, eine solche Scheu gegen alles Unrecht und so
grosse Liebe zu dem Vaterlande, dass er am Ende seines
Lebens sagen konnte: Ich habe nie weder einen Bürger
noch einen Fremden verläumderisch angeklagt und nie mein
Rednertalent wider euch, Athener, sondern für euch gebraucht,
wo sich nur immer Gelegenheit darbot mich öffentlich zu
zeigen.

Für das Recht begeistert trat er dem Unrecht und der
Heuchelei überall entgegen, und seine Vaterstadt wieder
an der Spitze aller Hellenen zu sehen, dafür wachte und

arbeitete er, dafür sprach und wirkte er und zeigte, wonach man streben und welche Mittel man anwenden müsse. Wie Themistokles und alle grossen Staatsmänner erkannte er ganz richtig, dass Athens Macht und Ansehen in seiner Flotte liege, und dies war die Ursache, warum er als Redner gegen Androtion auftrat. Die Veranlassung war diese: Der Rath der Fünfhundert musste nach Verfluss seiner einjährigen Amtszeit Rechnung ablegen über seine Verwaltung, und hatte er Alles mit Eifer und Gewissenhaftigkeit verwaltet und insbesondere auch neue Schiffe erbauen lassen, so konnte er um die übliche Belohnung — die Ehrenkrone bitten. Das Gesetz verbot aber diese Bitte ausdrücklich, wenn keine Schiffe erbaut waren. Nun ereignete es sich, dass in der 106. Olympiade der Kassenführer der Schiffbauleute mit einer bedeutenden Geldsumme entwich und der Bau der Schiffe deshalb unterblieb. Die Fünfhundert wünschten aber dessen ungeachtet die Belohnung zu erhalten, da es sonst als eine Schande galt, und der Redner Androtion, übel berüchtigt durch sein Leben, aber erfahren in allen Redekünsten und früher selbst mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betraut, liess sich gewinnen, die Sache durchzusetzen, und um ganz sicher zu gehen, liess der Vorsteher des Senates das Volk abstimmen und erklären, ob der Senat sein Amt wohl verwaltet habe, und als es seinem Wunsche gemäss entschieden hatte, that Androtion ohne das Gutachten des neuen Senates vorher einzuholen den Vorschlag, die abgehenden Fünfhundert mit der Ehrenkrone zu beschenken, und so erhielten sie denn wirklich diese Auszeichnung gegen das Gesetz.

Dagegen aber erhoben sich Euktemon und Diodorus und

klagten den Androtion wegen des gesetzwidrigen Vorschlages an. Jener sprach zuerst, für Diesen, der im Reden ungeübt war, verfasste Demosthenes die Rede, in welcher seine eigenen Ansichten ausgesprochen sind. Der grösste Theil der Rede ist gegen das Leben des Androtion gerichtet, der sich auch bei dieser Gelegenheit wieder unehrlich und ohne Rücksicht auf den Ruhm Athens benommen hatte; die Hauptsache aber wird kurz zusammengedrängt in den Satz: Du hast keine Schiffe erbaut, also verlange keine Belohnung. Wenn das Gesetz in diesem Falle nicht zu bitten erlaubt, sollte es nicht noch mehr verbieten, eine Belohnung zu geben? Es verdient wohl beherzigt zu werden, warum der Senat, wenn er auch alles Uebrige gewissenhaft verwaltet, aber den Schiffbau unterlassen hat, nicht um eine Belohnung bitten darf: weil nämlich darin eine sehr kräftige Schutzwehr für das Volk liegt. Denn es wird Niemand läugnen, dass alles Gute und alles Gegentheil, das unserem Staate je zu Theil wurde, von dem Besitz der Schiffe kam oder von deren Mangel.

Dann schildert er die Rettung Athens und der Hellenen im zweiten Persischen Kriege durch die Flotte, die schnelle Hilfeleistung nach Euböa, die nur durch die Flotte möglich war. Durch die Flotte wurde ein ehrenvoller Friede von den Spartanern erlangt, die Erhaltung der Flotte ist wegen ihrer Wichtigkeit dem Senate als Ziel vorgesteckt und davon die Belohnung abhängig; denn wenn er auch alles Uebrige rühmlich verwaltet, aber das Wichtigste — die Flotte nicht besorgt hat, so nützt auch Jenes nicht. Denn die Wohlfahrt des Ganzen muss für das Volk zuerst berücksichtigt werden.

Freilich sagt man, der Senat sei ausser Schuld, denn er habe das Unglück gehabt, dass ihm der Kassenführer entflohen sei. Erstlich aber muss ich mich wundern, dass man verlangt, dem Senate wegen eines Unglücks den Ehrenkranz zu geben. Denn so viel ich weiss, sind dergleichen Ehrengeschenke nur für glücklich ausgeführte Unternehmungen bestimmt. Dann halte ich es für einen Widerspruch: Behaupten, der Senat habe das Ehrengeschenk rechtmässiger Weise bekommen, und doch hinzuzufügen, der Schiffbau sei ohne dessen Schuld unterblieben. Denn hätte er das Geschenk erwarten können auch ohne Schiffe zu bauen, warum ist es dann nöthig anzugeben, warum er den Schiffbau nicht betrieben habe? ... Mir scheint, es handle sich aber vorzüglich darum, ob ihr lieber nichtige Vorwände und Entschuldigungen derer, die Unrecht thun, anhören oder eine gute Flotte haben wollet. Werdet ihr diesmal nachgeben, so werden die Senatoren denken, man dürfe euch nur eine passende Entschuldigung vorbringen, brauche aber nicht neue Schiffe zu bauen. Verweigert ihr aber, wie es das Gesetz verlangt, diesmal streng das Ehrengeschenk, weil sie den Flottenbau vernachlässigt haben, dann werden Alle zur Ueberzeugung kommen, dass bei euch das Gesetz mehr als alles Andere gelte, und ihr werdet alljährlich neue Schiffe erhalten.

Eine andere Einwendung ist auch diese: ihr sollt doch nicht fünfhundert Männern aus eurer Mitte durch Entziehung des Ehrengeschenkes eine so grosse Schmach zufügen. — Ja, wenn ihr nur diese des Geschenkes berauben wolltet, ohne für den Staat damit einen anderen Vortheil zu erzielen, so würde ich selbst nicht eine solche

Strenge und Festigkeit von euch verlangen. Wenn ihr aber dadurch die übrigen zehn Tausend Bürger ermuntert, besser zu sein, als diese sind: da ist es doch viel rühmlicher, so Viele besser zu machen, als fünf Hunderten eine Gunst zu erweisen. — Die Sache betrifft aber nicht einmal den ganzen Senat, sondern nur einige Wenige, die Schuld daran sind. Wie sollte es denen zur Schande gereichen, die immer schwiegen, vielleicht meistens nicht einmal in den Versammlungen zugegen waren, wenn der Senat keine Ehrenkrone erhält? Wohl aber demjenigen, der Vorschläge macht, die Verwaltung mitführt und den Senat zu dem überredet, was er will: denn dergleichen Leute bringen es dahin, dass derselbe Dinge beschliesst, die ihn der Ehrenkrone unwürdig machen.

Allein angenommen, der ganze Senat ohne Ausnahme wäre dabei betheiligt, überlegt doch einmal, um wie viel heilsamer es für euch ist, wenn ihr ihn verdammt, als wenn ihr es unterlasset. Denn wenn ihr ihn freisprecht, so wird die Rathsversammlung in der Gewalt der Sprecher sein; wenn ihr ihn aber verurtheilt, in der Gewalt sämtlicher Bürger. Denn das Volk wird einsehen, dass der Senat durch die Schlechtigkeit der Sprecher um die Ehrenkrone gekommen ist, und diesen seine Angelegenheiten nicht mehr übergeben, sondern selbst das Beste vorschlagen. Geschieht aber Dies, dann werdet ihr euch der verschwornen Verbrüderung der Sprecher entledigen und Alles wird in der gebührenden Ordnung geschehen. Schon deswegen also, wenn aus keinem anderen Grunde, müsst ihr das Verdammungsurtheil aussprechen.

Drittes Kapitel.

Aber so eifrig Demosthenes gegen ungerechte Ansprüche kämpfte, eben so gewissenhaft vertheidigte er Recht und Eigenthum gegen feindliche neidische Angriffe, wie er dieses im J. 355 v. Chr. in der Rede gegen Leptines zeigte, der gegen die Abgabefreiheit Einiger in Athen einen Vorschlag that und ihn vorzüglich dadurch begründen wollte, weil einige Wenige sich diese Wohlthat unrechtmässig angemasst hätten. Dagegen sprach nun Demosthenes:

Jedermann weiss, dass einige unwürdige Menschen die Abgabefreiheit erschlichen und sich so den Staatslasten entzogen haben; aber durch die Beschwerdeführung gegen diese zugleich Alle ihres Ehrengeschenkes berauben, ist gegen Recht und Billigkeit. Sollen denn Alle nach gleichem Massstab behandelt werden, weil Einige der Ehre unwürdig sind? Denn durch den Beschluss: „Niemand soll steuerfrei sein“, nimmt man die Steuerfreiheit denen, die sie besassen, und durch den Zusatz: „sie soll in Zukunft gar nicht mehr stattfinden“ entzieht man euch die Befugniss, dieselbe ferner zu ertheilen. Warum? Weil das Volk leicht betrogen und überlistet werden kann. Unter solchem Vorwand kann man euch Alles, ja die ganze Verwaltung des Staates aus den Händen winden, denn in allen Dingen kann man überlistet und getäuscht werden. Untersucht man die Sache genau, so ist es offenbar besser, dass ihr die Macht zu belohnen behaltet, wenn ihr auch aus Täuschung zuweilen einem Unwürdigen eine Belohnung verleiht, als dass ihr das Recht zu belohnen ganz verlieret und dann nicht einmal einen verdienten Mann belohnen könnet. Denn da-

durch, dass ihr Mehrere ehret und belohnet, als Ehre verdient haben, muntert ihr Viele auf, sich um euch verdient zu machen; wenn ihr aber Niemanden etwas gewährt, so haltet ihr Alle zurück, sich Ehre zu verdienen. Wer den Unwürdigen Ehre erweist, zieht sich den Vorwurf der Gutmüthigkeit zu; wer aber denen, die ihm Gutes erzeigten, nicht Gleiches vergilt, verdient den Vorwurf schlechter Gesinnung. Es ist aber besser für einfältig und gutmüthig zu gelten, als für schlecht gesinnt und undankbar.

Ihr müsst nämlich nicht bloss darauf sehen, ob ihr etwa Geld verlieret, sondern darauf, ob euer guter Ruf verloren gehe, auf den ihr nach dem Beispiele eurer Vorfahren ein grösseres Augenmerk richtet, als auf den Gelderwerb. Durch dieses Gesetz aber würdet ihr dem Staat seine Ehre rauben und ihm Schimpf bereiten. Durch dasselbe würde auch das aufgehoben, worin der einzige Vorzug besteht, den die Belohnung freier Völker vor jener der anderen Staaten hat: denn von Männern gleichen Ranges bewundert zu werden, scheint etwas Schöneres, als der Empfang des grössten Geschenkes von einem Herrscher. Der von Abgaben Befreiten sind nur wenige, sehr wenige, und damit nun zwanzig, höchstens dreissig Menschen mehr in Zukunft für den Staat steuern, wollen wir in den Augen aller Uebrigen Treue und Glauben verlieren? Wenn der Staat fortbesteht, werden wohl Viele für ihn Leistungen übernehmen; aber Niemand wird uns Wohlthaten erweisen, wenn wir die früheren Wohlthäter mit Undank belohnen.... Denn ich bitte die Götter vor Allem, uns Reichthümer im vollen Masse zu verleihen, und kann Dies nicht sein, uns wenigstens den Ruf der Zuverlässigkeit und des treuen Wort-

haltens behaupten zu lassen. — In der ganzen Welt ist es Sitte, vielmehr um der Guten willen auch den Bösen wohlzuthun, als der Schlechten wegen denen, die anerkanntermassen Dank verdient haben, die ihnen zum Dank ertheilten Wohlthaten zu entziehen.

Dann führt Demosthenes aus, wie schändlich und unrühmlich es sei, einzelnen Auswärtigen, welche durch die alte Einrichtung begünstigt waren, ihre Vorrechte zu entziehen: Männern, die in den dringendsten Zeitumständen den Athenern Wohlthaten erwiesen haben und deswegen ihres eigenen Vaterlandes beraubt, dagegen von den Athenern mit Recht gastfreundlich seien aufgenommen und geehrt worden. Jetzt sei es unvernünftig, die Würdigkeit der vom Staate Beschenkten erst lange nach der Schenkung zu prüfen; das neue Gesetz werde aber den Athenern den Vorwurf des Undankes gegen die einheimischen Wohlthäter zuziehen. Darauf fährt er fort:

Kann wohl Jemand von euch glauben, Chabrias, der so viele Städte erobert, so viele Schiffe genommen, die Feinde in einer Seeschlacht besiegt, für unseren Staat so viel Gutes gestiftet und ihm keinen Schimpf bereitet hat, verdiene nicht mehr die Abgabefreiheit, die er von euch erhalten und seinem Sohne hinterlassen hat? Ich glaube nicht. Es wäre auch unvernünftig: denn hätte er eine Stadt oder bloss zehn Kriegsschiffe eingebüsst, so wäre er des Verrathes angeklagt und wenn überwiesen worden, so wäre es für immer um ihn geschehen gewesen. Da er nun im Gegentheil siebzehn Städte erobert, siebenzig Schiffe genommen, drei Tausend Gefangene gemacht, hundert und zehn Talente eingeliefert und so viele Siegeszeichen errichtet hat: ist es da nicht

billig, dass ihm die deshalb verliehenen Geschenke bleiben? Wahrlich, im Leben hat Chabrias Alles für euch gethan, für euch ist er in den Tod gegangen, so dass ihr nicht bloss wegen seiner ruhmvollen Thaten gegen seinen Sohn euch wohlwollend erzeigen müsst, sondern auch wegen seines Todes. Unter Chabrias, der euch so oft ins Feld führte, wurde der Sohn keines Menschen zur vaterlosen Waise, er aber ward wegen der rühmlichen Aufopferung seines Vaters verwaiset. Und wofür nun Jener siegen oder sterben wollte, das sollten wir seinem Sohne entziehen?... Ja fürwahr, es handelt sich nicht um die Zweckmässigkeit des neuen Gesetzes, sondern es will euch auf die Probe stellen, ob ihr werth seid in Zukunft noch Wohlthaten zu empfangen oder nicht.

Betrachtet und erwäget einmal bei euch selbst: wie, wenn einige von diesen längst verstorbenen Männern erführen, was hier vorgeht; wie, sage ich, Dies dieselben zum Zorne reizen würde und zwar mit Fug und Recht.

Dann trägt Demosthenes einen neuen Gesetzesvorschlag über diese Sache vor und vergleicht ihn mit dem des Leptines: Ihr werdet daraus ersehen, dass wir darauf Rücksicht nahmen, dass ihr euch nicht den Ruf einer schimpflichen Handlung aufbürdet; wenn aber Jemand einem der Belohnten einen Vorwurf machen kann, so soll er Dies gerichtlich anzeigen, und so kann er ihm die Belohnung entziehen; wem aber die Belohnung gebührt, der soll sie in Ruhe behalten. Auf diese Weise wird nach dem Willen des alten Gesetzes verfahren, welches Leptines übertreten hat und das befiehlt: Wenn Jemand meint, ein vorhandenes Gesetz sei nicht gut, so soll er Klage gegen dasselbe erheben und ein anderes

dagegen einbringen, damit man beide kennen lerne und das bessere auswähle... Ueber jede Sache soll nur Ein Gesetz vorhanden sein, damit keine Verwirrung entstehe. Wir verfahren nach dem Willen des Gesetzgebers und bringen ein viel besseres und gerechteres Gesetz in Antrag, wie ihr vernehmen werdet...

In den geltenden Gesetzen ist das rühmlich und klar, dass die vom Volke ertheilten Belohnungen im Besitze der Empfänger bleiben. Leptines hätte nun nicht eher sein Gesetz einführen sollen, ehe er dies alte Gesetz durch Anstellung einer Klage dagegen aufgehoben hätte. Wir aber stellen ein Gesetz auf, wonach das vom Volke Geschenkte gültig bleiben und zugleich rechtlich Gelegenheit dargeboten werden soll, denen das Geschenk wieder zu entziehen, welche sich die Belohnung erschlichen haben oder wegen eines später begangenen Unrechtes derselben unwürdig sind.

Dann sagt der Redner, man solle nicht die Thebaner und Lakedämonier in dieser Beziehung zur Nachahmung vorhalten, die keine solche Belohnungen ertheilen: denn ich bin überhaupt der Meinung, dass man nur dann die Gesetze und Einrichtungen Anderer loben und die unserigen tadeln müsse, wenn gezeigt werden kann, dass Jene sich in einer glücklicheren Lage befinden. So lange ihr euch aber durch die Gunst des Glückes sowohl in den Staats-Unternehmungen als in Eintracht und in allen anderen Rücksichten besser befindet als Jene, weshalb sollte man da unsere Einrichtungen zurücksetzen und jene nachahmen?

In früheren Zeiten bestand auch keine Abgabefreiheit, entgegnet da Einer. Freilich nicht, aber die Rechtschaffenen wurden doch vom Staate geehrt; nur geschahen die Ehren-

erzeugungen so wie alles Andere den Sitten und Einrichtungen jener Zeit gemäss, und jenen Männern wäre nichts, was sie verlangt hätten, vom Staate abgeschlagen worden. Damals schenkte man dem Lysimachus für seine Verdienste hundert Morgen angebauten Landes und eben so viel unbebautes auf Euböa und ausserdem hundert Minen Silber und für jeden Tag vier Drachmen. Damals war nämlich unser Staat reich an Geld und Ländereien....

Es herrschte also bei eueren Vorfahren die Sitte, wackere Leute mit Ehre zu belohnen, wenn es auch nicht auf dieselbe Weise geschah, wie jetzt bei uns. Doch wenn auch von unseren Vorfahren Niemanden eine Belohnung zu Theil geworden wäre, könnte uns Dies berechtigen, Denjenigen das wieder zu nehmen, was wir ihnen geschenkt haben? Hätten Jene es für gut gefunden, kein Geschenk zu geben, so könnte sie kein Vorwurf deshalb treffen, wohl aber Diejenigen, welche zuerst eine Gabe bewilligen und sie dann ohne Grund wieder nehmen. Kann Jemand nachweisen, dass unsere Vorfahren auch wieder genommen was sie geschenkt haben, so will ich nichts dagegen sagen, dass wir sie hierin nachahmen, obgleich die Schande dabei nicht geringer ist. Kann aber Niemand Dies nachweisen, warum sollen denn wir zuerst ein so entehrendes schlechtes Beispiel geben? Denn sagt: Ist es recht, dasjenige dem Empfänger zu lassen, was man ihm gegeben hat? — Ja, offenbar. — Also haltet es auch.

Aber freilich, Leptines wendet ein, durch sein Gesetz werde die Ehre eines Standbildes und die Speisung auf Kosten des Staates denen nicht entzogen, welchen Dies einmal ertheilt worden, und auch in Zukunft sei es gestattet,

würdige Männer durch Errichtung von ehernen Bildsäulen zu ehren und sie auf Kosten des Staates speisen zu lassen. Darüber nun sage ich Dies: Wenn ihr Jemanden etwas wieder nehmt, was ihr ihm gewährt habt, so wird er auch das, was er sonst noch empfangen hat, nicht für sicher halten. Wie soll Jemand die Belohnung durch eine Bildsäule oder durch Speisung auf Kosten des Staates für dauernder und sicherer halten, als die Befreiung von Abgaben, die ihr Einigen wieder entziehen wollt? Wer aber durch seine dem Staate erwiesenen Wohlthaten die Abgabefreiheit verdient und erhalten hat und sie wieder verliert, was bleibt Diesem noch für ein Lohn? Gar keiner....

Doch ich verliere nicht sowohl wegen der Abgabefreiheit viele Worte, als vielmehr darüber, dass durch das neue Gesetz die schädliche Sitte einreißen würde, dass Alles unsicher gemacht wird, womit das Volk um zu belohnen beschenkt. — Darauf widerlegt der Redner den Einwurf, dass die Staatsleistungen der Chorausstattungen und andere sich auf den Gottesdienst beziehen und daher keine Befreiung zulassen; eben so die Einwendung, dass viele fremde, schlechte und gemeine Leute abgabefrei seien. — Das Gesetz des Leptines widerspricht sogar einem älteren, welches auf Täuschung des Volkes die Todesstrafe setzt, so wie den gewöhnlichen Regeln des geselligen Betragens. „Würde doch kein Einziger von euch einem Anderen das wieder nehmen, was er ihm geschenkt hat. Thut also Dies auch nicht im Namen des Staates.“ Die Würdigkeit derer, die eine solche Wohlthat vom Staate geniessen, hätte bei der Verleihung sollen geprüft werden. — Dann fährt er fort: Ja, entziehet die Abgabefreiheit, wenn sie unrecht-

mässig ertheilt oder durch ein Verbrechen verwirkt wurde; sonst aber scheint es, als würde sie bloss aus Neid entzogen, und der Neid, das Kennzeichen eines boshaften Herzens und wirklicher Schlechtigkeit, war von allen Athenern von jeher gehasst und entfernt.... Denkt, dass es sich bei diesem Rechtsstreite um nichts Anderes handle, als um die Würde des Staates.

Das Gesetz des Leptines kann unmöglich zweckmässig sein, da es über längst Vergangenes und Zukünftiges Dasselbe verordnet und will: es soll Niemand abgabefrei sein als die Nachkommen des Harmodius und Aristogiton. Also auch in Zukunft soll die Abgabefreiheit nicht ertheilt werden? Auch dann nicht, wenn Männer sich so betragen, wie jene Beiden?...

Wenn ihr das Gesetz verwerfet, wozu wir euch auffordern, so werden die Würdigen das was recht ist durch euch behaupten; ist aber Jemand unwürdig, so wird er nicht bloss des Geschenkes beraubt, sondern auch eine Strafe dem Gesetze zufolge erleiden, das nach der Verdrängung des anderen eingeführt wird, und der Staat wird als treu, zuverlässig, gerecht und wahrhaft gegen Alle erscheinen. Billigt ihr aber das Gesetz des Leptines, so werden die Braven wegen der Nichtswürdigen beeinträchtigt werden, und die Unwürdigen werden für Andere die Ursache des Unglücks sein, ohne selbst die geringste Strafe zu erleiden, und unsere Stadt wird vor aller Welt als treulos, missgünstig und falsch erscheinen. — Prüfet das Gesetz und lasst euch nicht zu Fehlgriffen und Irrthümern verleiten. Denn oft ist es bisher geschehen, dass ihr nicht wirklich durch die Gerechtigkeit einer Massregel überzeugt wurdet, sondern durch das Ge-

schrei, die Gewalt und Unverschämtheit der Sprecher euch fortreissen liasset. Möge das jetzt nicht wieder geschehen! —

Viertes Kapitel.

Um diese Zeit, da die Hellenischen Staaten in sich zu zerfallen begannen, wuchs ihnen im Norden unvermerkt ein furchtbarer Feind empor, der bald um so gefährlicher wurde, je schlauer er sein Ziel verfolgte.

Philipp, der dritte Sohn des Königs Amyntas von Makedonien, war nach dem Tode seines Bruders Perdikkas aus Theben, wo er neun Jahre als Geisel verweilte, nach der Heimat zurückgekehrt, im J. 359 v. Chr., und führte im Namen seines unmündigen Neffen die Herrschaft. Ringsum von barbarischen Völkern — den Päoniern, Illyriern und Thrakiern — umgeben, welche mit Raub und Verwüstung Makedonien heimsuchten, wusste er bald die Einen durch Geld zu gewinnen, die Anderen durch seine Waffen zu schrecken und zu bezwingen, und strebte dann gereizt durch einen so glücklichen Anfang bald nach voller und grösserer Herrschaft. Von seinem Neffen ist weiter keine Rede, Philipp waltet in unbeschränkter Eigenmacht, sichert seine Herrschaft durch die Phalanx, den Kern des Makedonischen Fussvolkes, die er nach eigener Erfindung ordnete, und richtet bald sein Augenmerk über die Gränzen seines Landes hinaus nach den Küsten des Meeres, nach der Chalkidischen Halbinsel und dem Thrakischen Chersones.

Jene Halbinsel, wie ein Bollwerk durch Gebirge gegen Makedonien im Rücken gedeckt, in drei Landzungen mit guten Häfen in das Meer auslaufend, und die langgestreckte

Küste des Chersoneses erschienen für den König besonders wünschenswerth theils zur Sicherung seines eigenen Landes theils zur Hebung desselben durch den Handel; allein im Streben danach musste er nothwendig mit den Athenern in Krieg gerathen, welche dort ihre Pflanzstädte angelegt hatten. Doch reizte der Zustand Athens zur Unternehmung, und so wendete sich Philipp zuerst gegen Amphipolis, welches der Mutterstadt nicht mehr gehorchte; er nahm es, schickte aber die freundlich behandelten gefangenen Athener zurück, denen eine Makedonische Gesandtschaft folgte, worauf Athen das mit Philipps Vater geschlossene Bündniss erneuete. Amphipolis mag damals zur freien selbstständigen Stadt erklärt worden sein.

Allein schon im nächsten Jahre suchte und fand der König einen Vorwand, sie feindlich zu behandeln, belagerte sie, meldete indessen den Athenern, er werde nur für sie handeln, erobert die Stadt und behält sie für sich. Doch weiss er das gute Einverständniss mit Athen noch zu erhalten; es soll verabredet worden sein, er könne für die Zurückgabe von Amphipolis an Athen die Stadt Pydna nehmen. So beginnt er sein feines listiges Spiel, durch Versprechen und Unterhandlungen hinzuhalten und die Athener durch ihre eigenen Volksredner zu täuschen. Zwar erkannten die Aufmerksamen und Gutgesinnten bald die Täuschung, warnten und drängten zum Kriege gegen den unternehmenden schlaunen Mann, so lange es noch Zeit wäre, ihn einzuschränken; da ward wohl mancher zweckmässige Beschluss gefasst, aber nicht ausgeführt, indessen Philipp auch Pydna nahm und schon dem mächtigen Olynth gefährlich wurde.

Diese Stadt sehr alten Ursprungs, früher von Athen abhängig, nach dem Peloponnesischen Kriege aber selbstständig, begann gerade damals nach manchen Stürmen vom Neuen aufzublühen und eine grosse Macht nach Innen und Aussen zu entwickeln, dass ihre Freundschaft oder Feindschaft nicht gleichgiltig sein konnte. Die Nähe des aufstrebenden Königs von Makedonien, mit dessen Vorfahren die Stadt in harte Kämpfe verwickelt war, erfüllte sie jedoch mit Furcht und sie war geneigt, mit Athen ein Bündniss zur Abwehr der Gefahr zu schliessen. Schon sind die Gesandten Olynths in Athen: da werden sie, man glaubt auf Philipps Anstiften, dem Alles an der Verhinderung dieses Bündnisses lag, von Einigen beleidigt, verlassen im Unwillen die Stadt und verbinden sich darauf mit Philipp, der mit scheinbarer Grossmuth und Freundschaft ihnen Anthemus überlässt, um welche Stadt sie mit Makedonien oft gerechnet hatten, und auch Potidäa für sie zu erobern verspricht, das ihnen früher gehörte. So trat Olynth in Kriegszustand gegen Athen, Philipp aber, durch das neue Bündniss in seinen Unternehmungen gesichert, griff immer weiter um sich, eroberte nun auch Potidäa, behandelte die Athenische Besatzung mild und sandte sie zurück, entfernte aber also bald die Athenischen Ansiedler aus der Stadt und übergab diese den Olynthiern, um sich dadurch ihre Anhänglichkeit zu sichern.

Bald darauf wird er von den edlen Geschlechtern in Thessalien eingeladen, ihnen gegen die Tyrannen in den Städten beizustehen; er kommt, erkämpft ihnen die Freiheit, schränkt die mächtigen Tyrannen von Pherä wahrscheinlich auf das Gebiet ihrer Stadt ein, bezwingt die anderen, be-

setzt die Burgen, bringt die ihm ergebenen Geschlechter an die Spitze der Geschäfte, entfernt die Gegner und ordnet den Zustand des Landes so, dass es sich der Makedonischen Vormundschaft nicht mehr entziehen kann. So wächst Philipps Macht und Ansehen, während Athen nach kurzem Emporstreben vom Neuen zu sinken beginnt.

Nicht gewarnt durch die Folgen seines früheren harten Verfahrens übte es bald wieder eine drückende Herrschaft über seine Bundesgenossen, weswegen sich diese verbünden, das harte Joch abzuschütteln: der Krieg entbrennt bald auf allen Seiten gegen die grösseren und kleineren Inseln und zieht sich bis nach Byzanz hinauf, dass die Flotte allein nicht genügt, um den Aufstand zu unterdrücken. Dazu kommt die Uneinigkeit und Unfähigkeit der Feldherren und die geringe Unterstützung von Athen, so dass Chares, der Fähigste von ihnen, um nur sich und sein Heer mit dem Nöthigen zu versorgen, auf eigene Hand Unternehmungen sucht und sich selbst mit dem abgefallenen Satrapen Artabazes gegen den König von Persien verbindet, worüber dieser erzürnt drohende Briefe nach Athen sendet. Nach dreijährigem Kampfe ist die Stadt erschöpft und schliesst Frieden mit ihren ehemaligen Bundesgenossen im J. 355 v. Chr.

Im Verdrusse über den schmachlichen Frieden und bei dem Gerüchte von den Rüstungen des Perserkönigs und im Andenken an die alte Herrlichkeit und den Glanz Athens erhoben sich manche Redner und mahnten, den Krieg gegen Persien zu beginnen, und sie wussten ihre Ansicht mit manchen Scheingründen geltend zu machen. Dagegen aber erhebt sich Demosthenes, 354 v. Chr., der damit seine politische Laufbahn beginnt und mit dieser ersten Rede über die

Besteuerungsklassen seine tiefe Einsicht in die Lage der Verhältnisse zeigt. Von inniger Liebe für sein Vaterland durchdrungen möchte er es gern wieder an der Spitze von Hellas in Macht und Ehre sehen: aber dieses könne nur durch die Herrschaft der alten Gesinnung und Sitten erreicht werden, während sich Athen durch einen Krieg gegen Persien mehr schwächen als stärken würde. Doch spricht er nicht geradezu gegen denselben, weil er der Neigung des Volkes und der allgemeinen Stimmung nicht entgegen treten und sich dadurch die Zuneigung der Athener entfremden will; sondern er zeigt nur, der Krieg sei jetzt nicht zeitgemäss. Doch solle man sich gegen künftige Gefahren rüsten, mögen sie kommen woher immer.

Im Eingange der Rede tadelt er, dass man immer die Thaten der Vorfahren preise. — Mir scheint, dass die Zeit sie selbst am Besten preise, da in einem so langen Zeitraume sie Niemand an Thaten übertroffen hat. Nicht durch schöne Reden wird unsere Sache besser, sondern wenn Jemand angibt, welche Rüstung, von welchem Umfange und welchen Mitteln dem Staate von Nutzen sein werde. Ich will Dies zu thun versuchen und nur vorher meine Gedanken über den König von Persien aussprechen.

Obgleich ich den König für den gemeinsamen Feind aller Hellenen halte, möchte ich doch nicht rathen, ihn ohne die Theilnahme Aller zu bekriegen, da zumal die Hellenen selbst unter sich uneins und einige sogar demselben geneigt sind. Man muss eine gerechte Veranlassung zum Kriege abwarten, sich jedoch indessen schon rüsten. Beginnt der König den Krieg, dann werden sich alle Hellenen gegen ihn erheben; beginnen aber die Athener, so werden sie

nicht bloss gegen ihn sondern auch gegen andere Hellenen zu kämpfen haben, die er durch Anerbieten von Geld und Freundschaft gewinnen werde. Man muss sich also versehen, nicht in einen ungleichen Kampf verwickelt zu werden, sich zwar rüsten, aber auch zeigen, dass man nichts Ungerechtes durchsetzen wolle. Denen, die so kühnen Muthes zum Kriege auffordern, gebe ich zu bedenken, dass der wahre Muth sich in Gefahren und durch Thaten, dass die Weisheit sich in klugen Vorschlägen zeige. Der Krieg ist zwar schwierig, der Kampf selbst aber leicht. Warum? Weil jeder Krieg nothwendig Schiffe, Geld und feste Plätze fordert, der König aber mit allem Diesen reichlicher versehen ist als wir; der Kampf jedoch bedarf nichts so sehr als tapfere Männer, von diesen haben aber wir und unsere Genossen eine grössere Zahl.

Dann räth er, den Krieg nicht jetzt zu beginnen, sondern sich nur zu rüsten; im ersten Falle müssten sie um Beistand bei den übrigen Hellenen umherschicken, im zweiten Falle aber würden sie, wenn die Zeit käme, von Diesen selbst um Schutz angegangen werden. Darauf zeigt er, dass bei der Ausrüstung Jeder von selbst und mit Eifer das Erforderliche thun müsse; er macht Vorschläge, wie das ganze Seewesen zu ordnen sei, und geht dann über auf die Herbeischaffung der Geldmittel. Von diesen solle man jetzt nicht sprechen, sondern wenn das Bedürfniss wirklich eintrete, werden sie schon vorhanden sein; suche man sie aber jetzt schon, so seien sie unsichtbar. Dann erklärt er Dies und sagt: Blicket umher auf die ganze Stadt. In ihr ist beinahe so viel Vermögen, als in allen anderen Städten zusammen; die Besitzer desselben aber sind

so gesinnt, dass sie keine Beiträge geben, ja ihr Vermögen nicht einmal sehen lassen und eingestehen, wenn auch alle Redner und Wahrsager sie mit der Nachricht erschreckten: der König komme; er sei schon da. Sehen sie aber wirklich, dass die furchtbaren Worte zur That werden, so wird Keiner so thöricht sein, nicht freiwillig und zuvorkommend einen Beitrag zu geben. Denn wer möchte wohl lieber selbst mit seiner ganzen Habe zu Grunde gehen, als einen Theil seines Vermögens für sich und die Erhaltung des übrigen anderen Theiles aufopfern? Die Geldmittel werden also vorhanden sein, wenn man sie wirklich nöthig hat, vorher aber nicht. Daher rathe ich, sie jetzt gar nicht aufzusuchen. — Setzt nur alles Andere in Bereitschaft, das Geld aber lasst für jetzt in den Händen seiner Besitzer, denn nirgends kann es wohl besser für die Stadt aufgehoben sein; wenn aber einst die Zeit kommt, dann nehmt es als freiwilligen Beitrag. Das ist ausführbar, schön und nützlich, und es wird dem Könige grosse Furcht vor euch einflössen, wenn er es hört. Er weiss ja, dass unsere Vorfahren mit dreihundert Kriegsschiffen, von denen wir hundert gestellt hatten, Tausend der seinigen zu Grunde richteten. Hört er nun, dass ihr allein jetzt dreihundert gerüstet habt, so müsste er der wahnsinnigste Thor sein, wenn er sich die Feindschaft unserer Stadt zuziehen wollte.

Weiter zeigt Demosthenes, dass der König auch nicht wegen seines Geldes und seiner Söldner zu fürchten sei, und fährt dann fort: Wenn aber Jemand glaubt, die Thebaner werden sich mit ihm verbinden, so fühle ich, dass man schwer über diesen Gegenstand zu euch sprechen könne; denn weil ihr dieselben hasst, wollt ihr weder die

Wahrheit noch irgend etwas Gutes von ihnen hören. Wer aber wichtige Dinge erörtern will, darf unter keinem Vorwande eine nützliche Betrachtung vernachlässigen. Ich bin jedoch überzeugt, dass die Thebaner nicht mit dem Perserkönig gegen uns kämpfen werden, dass sie vielmehr mit grossem Gelde gern die Möglichkeit erkaufen würden, wenn sie nur könnten, ihre früheren Vergehen gegen die Hellenen wieder gut zu machen. Traut ihr ihnen aber durchaus eine solche unglückselige Gesinnung zu, so wisst ihr gewiss Alle, dass, wenn sie sich an den König anschliessen, ihre Gegner die Sache der Hellenen ergreifen. Ich glaube nun, das Recht und dessen Vertheidiger werden über die Feinde siegen. Daher behaupte ich, dass ihr den Krieg weder übermässig fürchten noch euch dürft verleiten lassen, ihn zuerst zu beginnen.

Aber, schliesst er, ich verlange, dass ihr euch gegen euere Feinde in wehrhaften Stand setzet und sowohl dem Könige als allen Anderen, wenn sie euch zu beeinträchtigen wagen, mit derselben Kriegsmacht Widerstand leistet, doch nicht zuerst das Unrecht beginnet weder mit Worten noch mit Thaten. Lasst uns aber trachten, dass unsere Thaten der Ahnen würdig seien und nicht allein unsere Reden.

So sprach Demosthenes und zeigte schon in dieser ersten eigentlichen Staats-Rede jene besonnene Klugheit bei der edelsten Gesinnung und jene Mässigung bei dem lebendigsten Eifer, so wie die tiefe Menschenkenntniss mit dem schönen Vertrauen, die sein ganzes Leben wie der Grundton seiner Seele bewegen. Der Erfolg der Rede aber war, dass, wie er nachmals selbst sagte, sie gefiel und seine Ansicht gebilligt wurde.

Fünftes Kapitel.

Indessen war nordwärts von Athen ein Krieg ausgebrochen, der sich bald über ganz Hellas zu verbreiten drohte und mit der furchtbarsten Erbitterung geführt wurde, da die Eroberungssucht unter dem Scheine religiöser Rache autrat und die Gemüther verblendete und entflammte. Die Phokier nämlich hatten Ländereien bei Kirrha, welches dem Apollotempel gehörte und als heilig unangebaut bleiben sollte, in Besitz genommen und bebaut. Deswegen wurden sie vom Tempelgerichte der Amphiktyonen zu Delphi zu einer ungeheueren Geldbusse verurtheilt, welche sie unmöglich bezahlen konnten: daher sollte ihr ganzes Land dem Gotte verfallen sein, verwüstet und verheert werden. Auf die Vollziehung des harten Spruches drangen vorzüglich die Thebaner, welche auch gegen die Spartaner wegen der frevelhaften Einnahme der Burg von Theben den schon früher gethanen Spruch erneuen und verschärfen liessen, so dass deutlich die Absicht durchblickte, es solle der lange und grosse Kampf zwischen den Thebanern und Spartanern erneuet und mit religiösen Mitteln für jene zu einem glücklichen Ende gebracht und ihnen auch Böotien unterthan werden. Denn offenbar wollten die Thebaner alle noch am alten Glauben ihrer Väter festhaltenden Hellenen gegen die Neuerer und Frevler in einem Bunde vereinen und zuerst die nahen Phokier und dann auch die Spartaner vollends bezwingen.

Allein der Krieg bringt eine ganz andere Wendung der Dinge, denn die Phokier kämpfen um ihre Erhaltung mit der Wuth der Verzweiflung, die Thessalier und Lokrier verbünden sich mit ihnen, die Thebaner dagegen kommen nun in

Gefahr, ihren jungen Ruhm zu verlieren, müssen ihre Schaa-
ren aus dem Peloponnes zurückrufen, zum Kampf in der Nähe
verwenden und die hart bedrängten Spartaner sich erholen
lassen. Da konnte sich Athen inmitten zwischen den beiden
Parteien durch weise Mässigung wieder erheben, und es
wünschte, da der heilige Krieg ausbrach, die Rettung der
Phokier, obgleich es einsah, dass diese ungerecht gehandelt
hätten; denn man zürnte noch auf die Thebaner, welche ihr
Glück nicht mit Mässigung benützt hatten, deswegen blieben
die Athener auch im freundlichen Verhältnisse mit Sparta.
Im ganzen Peloponnes aber herrschte Zwietracht, und Phi-
lipp von Makedonien, dem die Angelegenheiten in Hellas
alle wohl bekannt waren, freute sich über den inneren Zwist
der Hellenen, suchte in jeder Stadt eine Partei zu gewinnen,
reizte und verhetzte die Einen gegen die Anderen und wuchs
so unvermerkt Allen zum Schaden empor. Die kriegerischen
Ereignisse in der Nähe, die Furcht vor den Thebanern hin-
derte die Athener, jetzt ihr Auge auf ihn zu richten, zumal
da auch im Süden wieder Gefahr für sie drohte.

Hier im Peloponnes hatte sich bei dem Einfalle und den
Siegen der Thebaner das Jahrhunderte lang und hart ge-
drückte Messenische Volk von dem Joche Sparta's befreit,
und dieses musste dulden, dass Messene wieder erstand, die-
ses Volk sich frei und selbstständig gestaltete und dass die
Arkadier durch die Vereinigung von vierzig Städten eine
einzige Stadt gründeten, die sie Megalopolis — Grossstadt
nannten, deren Bevölkerung bald so anwuchs, dass sie fünf-
zehn Tausend Streiter zur Vertheidigung stellen konnte. Ein
fester Bund mit Theben sicherte die Freiheit und Selbst-
ständigkeit dieser Städte gegen Sparta. Allein jetzt, da die

Thebaner in den heiligen Krieg verwickelt waren und ihren Schützlingen keine Hilfe gewähren konnten, glaubten die Spartaner, es sei der günstige Augenblick gekommen, ihr altes Ansehen und ihre vorige Macht wieder herzustellen und zu erobern, was im Kriege mit Theben verloren war. Nur war es nöthig, die Athener bei diesem Unternehmen zum Beistande oder wenigstens zur Parteilosigkeit zu vermögen, und es erschienen daher Gesandte von Sparta in Athen mit dem Versprechen, man wolle für ihre Unterstützung in dieser Sache ihnen Oropus wieder erobern, das ihnen von den Thebanern entrissen war.

Allein in Athen erkannten doch Einige, dass das Ziel der Spartaner eigentlich die gänzliche Unterdrückung der beiden neuaufblühenden Städte Messene und Megalopolis sei, und dass mit deren Fall sich Sparta wieder übermächtig erheben werde. Darum gebot die Klugheit, Dies zu verhindern, und als die Megalopoliten nun von den Spartanern wirklich bedrängt auch eine Botschaft nach Athen schickten und auf ein Bündniss antrugen, entstand eine grosse Verlegenheit, welche durch die Leidenschaftlichkeit der Redner noch vermehrt wurde, da die Einen heftig und bitter gegen Sparta, die Anderen gegen die Arkadier sprachen. J. 353 v. Chr.

Da tritt Demosthenes zwischen die Streitenden, führt die Berathung auf die Grundsätze der Klugheit und Gerechtigkeit zurück und fragt zuerst nach Dem, was seinem Vaterlande fromme.

Die Antwort darauf ist: dass weder Theben noch Sparta übermächtig werde; die Gerechtigkeit aber will, dass keine Partei die andere unterdrücke. Diese Rücksichten haben den Bund zwischen Athen und Sparta geknüpft, diese Rück-

sichten können und müssen ihn auflösen, wenn die Verhältnisse sich ändern und Sparta wieder nach Unterdrückung der Nachbarstaaten strebe. Athen müsse das Gleichgewicht der Staaten in Griechenland erhalten und deshalb den Megalopoliten beistehen, wenn sie von Sparta angegriffen würden.

Beide scheinen mir Unrecht zu haben, beginnt er, sowohl die, welche für die Arkadier gesprochen haben, als auch die, welche die Lakedämonier in Schutz nehmen. Scheint es doch, als seien sie von Diesen oder Jenen abgesandt und nicht euere Mitbürger, an welche die Gesandtschaft beider Völker gerichtet ist: so verklagen und verläumdten sie einander. Das konnten die Abgeordneten thun, aber wer hier als Rathgeber auftreten will, muss das Beste der Stadt ohne Parteigeist erwägen.

Ich sehe zwar wohl, wie schwer es ist, in dieser Sache das Beste zu rathen, da ihr schon zum voraus eingenommen seid und die Einen Dieses wollen, die Anderen Jenes, und wer nun einen Mittelweg einschlagen will, wird es keiner Partei zum Dank machen, sondern es mit Beiden verderben. Doch will ich lieber als Schwätzer gelten, als zugeben, dass euch Einige zum Schaden des Staates hintergehen. Das Uebrige will ich euch später einmal mittheilen, wenn ihr wollt, jetzt aber will ich mit Dem beginnen, worin Alle übereinstimmen, und über Das meine Meinung sagen, was ich für das Wichtigste halte.

Jedermann wird zugeben, dass es für uns vortheilhaft sei, wenn sowohl die Lakedämonier als auch die Thebaner schwach sind. Die Thebaner werden aber geschwächt, wenn man die von ihnen zerstörten Städte wieder herstellt, die Lakedämonier dagegen werden wieder mächtig, wenn sie

Arkadien sich unterwerfen und Megalopolis erobern. Unser Vorthail aber will, dass diese nicht unvermerkt anwachsen, und eben so, dass die Macht Jener geringer werde: Wir müssen streben, dass uns die Einen so wenig als die Anderen schaden können, dann werden wir vollkommene Sicherheit haben.

Aber es ist doch arg, sagt Einer, wenn wir uns jetzt mit den Thebanern verbinden, gegen welche wir bei Mantinea kämpften, und gegen Jene auftreten, denen wir damals Beistand leisteten. Auch mir scheint dieses so, aber mit der Einschränkung, wenn die anderen Staaten gerecht handeln wollen. Wenn Alle Frieden halten, so werden wir den Megalopoliten nicht beistehen, es würde unnöthig sein, und wir üben dann keine Feindseligkeit gegen unsere ehemaligen Kampfgenossen, sondern sie bleiben nach ihrer Aeusserung unsere Verbündeten, und die Anderen werden wir dazu machen.

Darauf zeigt der Redner, man dürfe Megalopolis den Lakedämoniern nicht preisgeben, weil sie sonst auch vor Messene rücken würden, zu dessen Schutz die Athener durch Eide und den eigenen Vorthail verpflichtet seien; darum sei es rühmlicher und menschenfreundlicher, die Gewaltthätigkeit Lakedämons sogleich bei Megalopolis als erst bei Messene zu hindern. Jetzt werde man glauben, wir stehen den Arkadiern bei und wollen den Frieden befestigen; im anderen Falle aber werde es klar, dass wir nicht so sehr um des Rechtes willen das Bestehen von Messene wollen, als aus Furcht vor den Lakedämoniern. Nun müsse man zwar immer gerecht handeln, aber auch zugleich darauf sehen, dass es Vorthail bringe.

Dann widerlegt er die Bedenklichkeit der Gegner, dass sich die Athener durch die Einmischung in die Händel von Arkadien die Aussicht rauben, Oropus mit Hilfe der Lakedämonier von den Thebanern zurück zu erhalten: denn, sagt er, wenn gleich unsere Verbindung mit den Arkadiern den Bestrebungen der Lakedämonier hinderlich ist, so sollte doch deren Dankbarkeit für den Beistand, den wir zur Zeit der drohendsten Gefahren leisteten, grösser sein, als ihr Zorn über euren Widerstand gegen ihre Ungerechtigkeit. Sie können uns den Beistand gegen Oropus nicht entziehen, ohne als die ruchlosesten Menschen zu erscheinen. Auch kann man uns, wenn wir uns mit den Arkadiern verbinden, nicht der Wankelmüthigkeit und der Treulosigkeit beschuldigen. Ich denke vielmehr, das Gegentheil. Denn Niemand wird läugnen, dass unsere Stadt die Lakedämonier, vorher die Thebaner und zuletzt die Euböer rettete, sie zu ihren Bundesgenossen machte und immer Eines und Dasselbe wollte, nämlich die Unterdrückten retten. Also darf man nicht uns der Wankelmüthigkeit beschuldigen, sondern Diejenigen, welche nicht am Rechte festhalten. Und so haben sich offenbar nur die Umstände durch die Habsucht Derer, die immer mehr begehren, keineswegs aber die Grundsätze unserer Stadt geändert.

Darauf schildert er das Benehmen und die Herrschsucht der Lakedämonier und fährt fort: Ich weiss — so weit man etwas durch berechnende Ueberlegung wissen kann — und ich glaube, die Meisten von euch sind dieser Meinung, wenn Megalopolis durch die Lakedämonier genommen wird, so geräth Messene in Gefahr, und wenn sie auch dieses nehmen, so werdet ihr euch mit den Thebanern verbünden.

Darum ist es weit rühmlicher und besser, wenn wir uns selbst der Bundesgenossen der Thebaner annehmen und die Habsucht der Lakedämonier beschränken, als dass wir jetzt zaudern, die Verbündeten Thebens zu retten, sie preisgeben und dann erst für die Thebaner selbst kämpfen und wegen unserer eigenen Sicherheit besorgt sind. Denn fürwahr! ich fürchte für unsere Stadt, wenn die Lakedämonier Megalopolis nehmen und wieder gross werden, da ich sehe, dass sie jetzt Krieg anfangen, nicht um ein Uebel abzuwehren, sondern um ihre vorige Macht wieder zu erlangen. Und was sie im Schilde führten, als sie jene Macht besassen, das wisst ihr Alle besser, als ich. Deswegen dürfen wir wohl mit Recht besorgt sein

Auch Dieses muss man beherzigen: Weiset ihr die Megalopoliten zurück, wird ihre Stadt zerstört, die Einwohnerschaft zerstreut, so werden die Lakedämonier sogleich übermächtig. Retten sie sich selbst, wie denn Manches wider Erwarten geschieht, so werden sie mit Recht zuverlässige Bundesgenossen der Thebaner sein; nehmt ihr euch dagegen derselben an, so werden sie euch ihre Rettung verdanken.

Nun lasst uns noch das Verhältniss der Thebaner und Lakedämonier erwägen. Wenn die Thebaner im Krieg unterliegen, wie es sein muss, so werden die Lakedämonier nicht über die Gebühr mächtig, weil sie an den Arkadiern ihren nächsten Nachbarn Nebenbuhler haben. Widerstehen aber die Thebaner und erhalten sich, so werden sie doch schon dadurch schwächer, dass diese Arkadier sich mit uns verbünden, weil sie durch uns gerettet wurden. Daher ist es jeden Falls zuträglich, die Arkadier zu unterstützen, aber

so, dass sie weder durch sich selbst allein, noch durch irgend einen Anderen als durch euch sich gerettet glauben. So habe ich, bei den Göttern! weder mit Vorliebe für die eine oder die andere Partei noch aus Hass gesprochen, sondern so wie ich es für heilsam hielt, und ich ermahne euch, weder die Megalopoliten noch irgend eines der schwächeren Völker dem Mächtigeren preiszugeben.

Sechstes Kapitel.

Während Demosthenes so auf mannichfache Weise in Privat- und öffentlichen Angelegenheiten thätig und bei dem Volke schon beliebt war, reizte er den Neid gegen sich und seine Feinde bemühten sich, ihm Ruhm und Ehre zu schmälern und ihm bei günstiger Gelegenheit Verdruss zu bereiten. Einer seiner heftigsten Gegner war Meidias, dessen Hass und Nachstellungen er schon früher in der Streitsache mit seinen Vormündern erfahren hatte. Der gewaltthätige Mann stand an der Spitze einer zahlreichen mächtigen Partei und suchte ihm auf alle Weise zu schaden. Sein Hass zeigte sich besonders bei einer Festfeier im frechen und den öffentlichen Frieden störenden Uebermuthe.

Demosthenes hatte sich freiwillig erböten, in der Pandionischen Zunft die Chorausstattung zu übernehmen, und es traf ihn das Loos, zuerst einen Flötenspieler auszuwählen, und er bot Alles auf, dass seine Zunft den Sieg im Wettkampfe des Spieles erlangen möchte. Er liess einen goldenen Kranz fertigen und ein mit Gold durchwirktes Kleid, um mit denselben geschmückt den Festaufzug zu Ehren des Dionysos zu halten. Da drang aber Meidias mit mehreren

Anderen in der Nacht vor dem Feste in die Wohnung des Goldarbeiters und versuchte, das Gewand und den Kranz zu vernichten, was ihm jedoch nicht ganz gelang. Indessen hatte er auch den Chorlehrer bestochen, welcher die Sänger unterrichtete, damit der Chor nicht den Preis erringen sollte. Demosthenes aber merkte die Sache noch zu rechter Zeit, schickte den Lehrer fort und nahm einen anderen, der den Chor aufs Beste einübte. Aber während des Festes selbst bestach Meidias die Schiedsrichter, misshandelte ihn öffentlich, zerriss ihm das Festkleid und brachte ihn um den Preis, obgleich die Pandionische Zunft den anderen überlegen war.

Alles Volk war über den Frevel des reichen gewaltthätigen Mannes erzürnt und empört und zeigte eine so lebhafte Theilnahme für Demosthenes, der sich ohngeachtet der ihm zugefügten Kränkung zu keiner gewaltsamen Handlung fortreißen liess, dass es den Frevler vorläufig schon einstimmig verurtheilte und den Beleidigten aufforderte, die Klage vor Gericht zu stellen und in keinen Vergleich zu willigen. Allein nun begannen die Umtriebe des Meidias: er bot dem Demosthenes Geld an, verschwendete Bitten und Gunstbezeugungen und drohte endlich, wenn er die Klage nicht fallen liesse, bestürmte Andere um Beistand und suchte sie auf alle Weise zu gewinnen. Er erkaufte einen feilen Mann, der den Demosthenes wegen Verlassung seines Postens beim Heere anklagte; der Verläumder aber konnte die Anklage nicht beweisen und zog sich selbst die Ehrlosigkeit zu.

Indessen führte Demosthenes als erster Festgesandter die Gesandtschaft für Athen zu den Nemeischen Spielen, wurde

dann aus der Mitte aller Athener mit noch zwei anderen Bürgern zum Opfervorsteher für den Dienst der Rache-göttinnen erwählt und brachte in dieser Würde die Opfer für den Staat dar. Das liess Meidias geschehen; denn er konnte keinen Schatten einer Schuld an demselben auffinden; aber plötzlich verklagte er ihn, als denselben das Loos zum Mitgliede des Senates bestimmt hatte und als eben die Prüfung der Würdigkeit stattfand, und brachte ihn dadurch in grosse Bedrängniss. Ja Demosthenes wurde damals selbst eines vorsätzlichen Mordes beschuldigt, und Meidias wollte die Verwandten des Ermordeten bestechen, wenn sie denselben dieser That beschuldigten, an welcher er doch ganz unschuldig war; kurz: Meidias wollte seinen verhassten Gegner um jeden Preis vernichten und liess in dieser Absicht nichts unversucht, was zum Ziele führen und ihn von der Klage durch das Verderben seines Feindes befreien könnte. Jedoch alle seine Bemühungen waren vergeblich. Demosthenes liess sich weder durch Drohungen noch durch Beschuldigungen einschüchtern, noch durch die gemachten Versprechungen von seiner Klage abbringen, obgleich er wusste, dass bereits Mehrere, die von Meidias beleidigt waren, die kühnen und tollen Streiche desselben ertrugen aus Furcht vor seiner Rachsucht, vor seinen Anhängern, Reichthümern und übrigen Verhältnissen, während Andere, die sich Genugthuung zu verschaffen suchten, nichts ausrichteten. Zuletzt wollte Meidias, dass die Sache nur als Privatklage gegen ihn eingebracht würde, als Klage auf Ersatz wegen Vernichtung des Kranzes und Gewandes und der ganzen Gewaltthätigkeit gegen die Choraufführung. Demosthenes aber wollte nicht durch eine Privatklage die Züch-

tigung des Meidias bewirken, sondern überliess dem Staate die Bestrafung des Frevlers, der den heiligen Frieden der Festfeier gestört hatte. Dies that er vorzüglich deswegen, damit ihm nicht der geringste Gewinn zuflösse als Entschädigung für die erlittene Misshandlung und dass er nicht die Sache eben nur aus Gewinnsucht zu betreiben schiene. So vergingen drei Jahre, ehe er nur die Klage zur Verhandlung vor das Gericht bringen konnte.

Da schilderte nun Demosthenes, damals zwei und dreissig Jahre alt, die erlittene Schmach, die Umtriebe des Meidias, dessen Gewaltthaten, den Frevel am heiligen Feste, und zeigte, dass diese Vergewaltigung als eine gemeinschaftliche Beeinträchtigung Aller zu betrachten sei und um so härtere Strafe verdiene, als sie am heiligen Tage geschehen war, während er im Dienste des Gottes stand. Gerade deshalb solle der Frevler gestraft werden, weil er reich sei: denn in seinem Reichthume liege der Grund seiner muthwilligen Frevel, und es zieme sich also mehr, die Quelle des höhnischen Uebermuthes zu verstopfen als ihn um derselben willen zu retten.

Denn wir, sagt er, die grosse Menge des Volkes, geniessen nicht gleiche Rechte und Vorzüge im Vergleich mit den Reichen; z. B. Aufschubfristen, wenn sie als Verklagte sich stellen sollen, werden ihnen nach Belieben bewilligt, so dass die Vergehen derselben schon veraltet und durch die Länge der Zeit gleichgiltig geworden sind, wenn sie vor euch gebracht werden. Lässt sich dagegen von uns Anderen Einer etwas zu Schulden kommen, so wird er gleich nach frischer That gerichtet, und es sind für Jene Zeugen und Rechtsbeistände im Ueberfluss gegen uns da.

Mir zu Gunsten hingegen wollen, wie ihr seht, Einige nicht einmal die Wahrheit bezeugen. Wohl möchte man Dies nicht ohne Thränen sagen!

Euer Aller Unwillen soll rege werden, wenn ihr seht, dass die Aermsten und Unmächtigsten unter uns am Nächsten und Leichtesten dem Unrechte ausgesetzt sind, und die Schlechten und Reichen dagegen am Meisten Gelegenheit und Lust haben, Andere übermüthig zu misshandeln und nicht nur keine Strafe sich auferlegen zu lassen, wenn sie Unrecht gethan haben, sondern sogar Leute für Geld erkaufen, die den über Frevel klagenden Beleidigten viel zu schaffen machen. Man darf Dies nicht gering achten, sondern wenn Jemand durch Furcht und Schrecken uns hindert, ihn für das uns zugefügte Unrecht zu strafen, so muss man Dies so ansehen, als entreisse er uns die Theilnahme an dem Vorzug der allgemeinen Freiheit und Gleichheit. Ich zwar habe die lügenhafte Behauptung von mir abzuwehren gewusst, vielleicht auch mancher Andere, und bin nicht sogleich eine Beute der Gegner geworden. Aber was werdet ihr Uebrigen aus der Mitte des Volkes anfangen, wenn nicht von Staatswegen für Alle ein warnendes Beispiel aufgestellt wird, was solchen Missbrauch des Reichthumes hindert?

Durch den Frevel, den Meidias bei der Choraufführung verübte, ist meine Zunft — also der zehnte Theil von euch, dem Volke — mit beleidigt worden, und durch seine Nachstellungen gegen mich und die an mir verübten Gewaltthätigkeiten sind die Gesetze verletzt worden, welche Jedem von euch für seine Sicherheit Gewähr leisten. Ausser dem Allen aber ward der Gott, dem zu Ehren ich als Chorausstatter thätig war, und die ganze Heiligkeit und Würde der

gottesdienstlichen Gebräuche entehrt. Darum muss er gestraft werden. Da er auf Macht und Reichthum gestützt verwegen und boshaft handelt und ihm Dies eine Schutzwehr gegen plötzlichen Anfall der Rache gewährt: so könnte er nicht weiter muthwillig freveln, wenn man ihm Hab und Gut nähme, und wenn er es auch dann nicht unterliesse, müsste er dem Geringsten unter euch gleichgeachtet werden. Dann mag er vergeblich lästern und schreien. Jetzt aber hat er eine Schutzwache schlechter Menschen um sich und ausser diesen einen Klubb von Zeugen, die im Geheimen ohne Bedenken Unwahrheiten bekräftigen. Denn gewisse Leute sind ganz erpicht darauf, sich von den Reichen bestechen zu lassen und als Zeugen zu dienen. Und von uns müssen gar Viele darauf verzichten, ihr Recht zu suchen. Mangel an Musse nämlich, Unerfahrenheit in politischen Händeln, Mangel an Redefertigkeit, Armuth und unzähliges Anderes ist es, was zurückhält... (vorzüglich von diesem Manne).

Ist er nun aber ein so gewaltiger Mensch, dass er trotz aller seiner Unthaten einen Jeden von uns hindern kann, sein Recht gegen ihn zu erlangen: so muss er, da man ihn jetzt ergriffen hat, wegen aller seiner Thaten von Staatswegen gezüchtigt werden als ein öffentlicher Feind des Staates und seiner Verfassung. So verfahren euere Ahnen auch gegen jenen Alkibiades, der doch dem Volke grosse Wohlthaten erwiesen hatte, als er gegen das Heilige freveln und Uebermuth üben zu dürfen meinte. Ich will damit den Meidias nicht mit dem Alkibiades vergleichen, so unverständlich und sinnlos bin ich nicht, sondern ihr sollt dabei einsehen, dass es auf der Welt nichts gibt, weder Abkunft

noch Reichthum noch Macht, was ihr als Gesamtvolk ertragen dürft, wenn es mit muthwilligem Frevel verbunden ist. Und welcher Frevel des Alkibiades kommt denen an Grösse gleich, deren Meidias überwiesen ist?

Allein obwohl seine Vergehen so gross und schwer sind, so haben sich doch mehrere seiner Genossen mit der Bitte an mich gewendet, diesen Rechtsstreit aufzugeben und ruhen zu lassen. Und als sie mich nicht dazu bewegen konnten, läugneten sie zwar nicht, dass Meidias viel Arges begangen und dafür Strafe verdient habe, wendeten aber sogleich ein, Meidias sei überwiesen und vorläufig verurtheilt: „Welche Strafe denkst du wohl, dass ihm das Gericht zuerkennen werde? Siehst du nicht, dass er reich ist und sich auf Schiffausrüstungen und andere Leistungen für den Staat berufen wird? Sieh nun zu, dass er nicht dadurch sich los-mache und dich auslache, indem er dem Staate viel weniger als Geldbusse zahlt, als er dir anbietet.“ Ich aber glaube, ihr werdet mir Recht widerfahren lassen, und vermuthen nicht, dass ihr ihm irgend eine gelindere Strafe auferlegen werdet, als hinreichend ist, seinem Uebermuthe ein Ende zu machen. Eine solche Strafe ist aber zunächst der Tod, wo nicht, doch die Entziehung seines ganzen Vermögens.

Dann vergleicht der Redner, was er selbst und was der um vielleicht achtzehn Jahre ältere Meidias dem Staate zu Gunsten gethan habe, und zeigt, dass dieser bloss für sich und sein Vergnügen Aufwand gemacht, sich vielen Leistungen entzogen, wie er selbst dagegen zum Nutzen des Staates viele Opfer gebracht habe. Darauf fährt er fort: Ich habe keine Kinder, und wenn ich auch welche hätte, würde ich sie nicht vor euch hinstellen und die mir zugefügten Unbil-

den beweinen. Werde ich deswegen nun, ich der Beleidigte, im Verhältniss zum Beleidiger bei euch weniger vermögen? Gewiss nicht. Wenn nun Meidias seine Kinder um sich hat und euch bittet, dass ihr aus Mitleid gegen diese ihm zu Gunsten euere Stimme abgeben möget: dann denkt euch im Geist, dass ich vor euch hintrete im Geleite der Gesetze und des Eides, den ihr geschworen habt, und dass ich so die Bitte und Ermahnung an Jeden von euch richte, diesen Beiden gemäss zu stimmen, da ihr auf diese mehr als auf die Bitten des Meidias achten werdet; denn ihr habt geschworen, den Gesetzen Folge zu leisten, durch die Gesetze wird euch Gleichheit des Rechtes zu theil, und alle Vortheile, die ihr besitzt, werden euch durch die Gesetze zu theil, nicht aber durch den Meidias und seine Kinder.

Vielleicht wird er sagen: Demosthenes ist ein Redner (— ein Wortmacher — er übertreibt). Wäre ich aber auch der nichtswürdigste Redner, so sollte man mich doch nur den Gesetzen gemäss zur Strafe ziehen, nicht aber mich übermüthig beleidigen während einer Dienstleistung für den Staat. — Für meine Sache tritt kein einziger Redner auf und kämpft für mich, und ich mache Dies Keinem zum Vorwurf, denn ich habe ja auch nie ein Wort zu Gunsten eines dieser Leute vor euch gesprochen, sondern mir zum Grundsatz gemacht, nur das zu thun und zu reden, was ich als heilsam für euch erkenne. Dagegen werdet ihr bald sehen, wie sämmtliche Redner der Reihe nach für diesen Meidias auftreten. Ist es nun Recht, mir diesen Namen — Redner — zum Vorwurf zu machen, da er von den Personen selbst, welche diesen Namen führen, seine Rettung erwartet? Vielleicht wird er auch sagen, ich spreche das Alles nach sorg-

fälliger Ueberlegung und Vorbereitung. Und ich erkläre offen, dass ich vorher darüber nachdachte und mich mit grösstem Eifer darauf vorbereitete; denn ich wäre ja ein erbärmlicher Mensch, wenn ich nach solchen Unbilden es versäumte zu überlegen, was ich zu euch darüber sagen wollte; aber Meidias hat mir das Alles gleichsam in die Feder dictirt, er lieferte die Thatsachen, den Inhalt zu meiner Rede.

Dann kommt Demosthenes darauf zurück, dass das Volk sich schon offen gegen Meidias ausgesprochen habe, mahnt, die Richter sollen sich nicht durch die Fürbitten der Reichen bestimmen lassen, denn sonst werde ihr Uebermuth nur wachsen, und in einem freien Staate solle Niemand eine solche Gewalt erlangen, dass der Eine zugefügtes Unrecht ohne Genugthuung ertragen müsse und der Andere es ungestraft zufügen könne. Dieser Mensch, fährt er fort, hat nicht nur mich allein geschlagen und übermüthig beschimpft, sondern zugleich alle Diejenigen, von denen man annehmen kann, dass sie sich noch weniger Recht und Genugthuung verschaffen können als ich. Denn wenn ihr nicht Alle als Chorausstatter geschlagen, verhöhnt und beleidigt wurdet, so müsst ihr bedenken, dass ihr auch nicht Alle zugleich als Chorausstatter erschienen seid und dass gar Niemand im Stande ist, euch Alle zugleich mit Einer Hand zu misshandeln. Wenn aber der Einzelne, dem so etwas zugefügt wurde, keine Genugthuung erhält, dann muss Jeder fürchten, auch bald misshandelt zu werden, und er darf nicht abwarten, bis ihm die Kränkung widerfährt, sondern vorher schon sich dagegen wahren.

Da könnte nun Einer sagen: Sei getrost, in Zukunft wird

dir keine Unbill mehr geschehen. — Wie nun, wenn es aber doch geschähe? Würdet ihr euch dann zum Zorn reizen lassen, wenn ihr ihn jetzt ungestraft entlasset? Begeht doch keinen Verrath an mir, an euch selbst und an den Gesetzen... Denn worin besteht die Macht der Gesetze? Etwa darin, dass, wenn Jemand wegen einer Gewaltthat um Hilfe schreit, sie herbeieilen und ihm Beistand leisten? Gewiss nicht, denn die Gesetze sind etwas Geschriebenes und bestehen aus Buchstaben und können so etwas nicht thun. Ihre Kraft und Gewalt besteht aber darin, dass ihr sie immer bestätigt und wirksam und gültig erhaltet, so oft Jemand ihres Schutzes bedarf. So haben die Gesetze durch euch Nachdruck und Kraft und ihr durch die Gesetze.

In solcher Weise sprach Demosthenes und schilderte die ihm und dem Staate widerfahrene Unbill, dass er wohl eine günstige Entscheidung für sich erwarten durfte. Allein der Gegner mit seinem Anhang war nicht leicht zu besiegen und eine augenblickliche Niederlage musste ihn zu noch grösserer Rache reizen. Dies erkannte Demosthenes und seine Freunde, und er scheint deshalb seine Klage gegen die geringste Entschädigung oder eigentlich nur gegen das offenbare Zeichen des Geständnisses der Schuld von dem Gegner aufgegeben zu haben. Darüber musste er aber in der Folge von seinen Feinden den Vorwurf hören, er habe um dreissig Minen seine Sache und das Urtheil des Volkes darüber verkauft.

Siebentes Kapitel.

Während die Zerwürfnisse im Peloponnes immer grösser wurden, dauerte der heilige Krieg im Norden seit mehreren Jahren mit wachsender Heftigkeit fort. Je mehr Bundesgenossen die Thebaner gegen die geächteten Phokier aufbieten, um so todesmuthiger wehren sich diese, erobern endlich selbst Delphi, ermorden das ihnen feindlich gesinnte Priestergeschlecht der Thrakiden, stürzen die Säulen um, auf welchen die Beschlüsse der Amphiktyonen gegen Phokis eingegraben waren, und schicken an alle angesehenen Staaten von Hellas Boten mit der Erklärung, sie hätten Delphi nicht der Schätze wegen genommen, sondern um ihr altes Recht auf dasselbe geltend zu machen und den Spruch der Amphiktyonen zu vernichten, auch wären sie bereit, Rechnung abzulegen über alles Tempelgut. Allein diese Botschaft ändert die Gesinnung der Thebaner nicht, denn die Sicherung ihrer Herrschaft über Böotien fordert einen Vernichtungskampf, dem die Phokier mit dem Trotze der Verzweiflung begegnen und endlich selbst die Schätze des Tempels angreifen, das Eisen und Erz zu Waffen, das Silber und Gold zu Münzen verarbeiten und mit vollen Händen Sold den nun von allen Seiten herbeieilenden Kampflustigen spenden. Jetzt werden die Thebaner geschlagen, die Tyrannen von Thessalien erheben und verbinden sich vom Neuen mit den Phokiern, und so zieht sich der Kampf nach Thessalien, und bald bringt der Hilferuf von hier den Philipp herbei.

Er war indessen in Thrakien thätig gewesen, hatte während der Belagerung von Methone ein Auge verloren, aber darauf die Stadt genommen, und die Athener kamen mit

ihrer Hilfe zu spät. Denn während sie den Gang des heiligen Krieges beobachteten und von Zeit zu Zeit die Phokier unterstützten, dann wieder nach Norden hin ihr Augenmerk richteten, mit dem Könige Kersobleptes ein Bündniss schlossen, als er von Philipp bedrängt wurde und zur Bekräftigung des Bundes den Chersones an Athen überliess: war ihre Ausrüstung und Hilfe nirgends hinreichend, um eine günstige Wendung für ihre Bundesgenossen zu veranlassen. Jetzt kommt Philipp wieder von den Thessaliern gerufen, in deren Gebiet die Phokier eingefallen waren, schlägt diese und setzt sich in Thessalien fest, statt die Geschlagenen zu verfolgen und zu vernichten. Denn sein Vortheil verlangte, diesen Feind nicht ganz niederzudrücken, damit Theben nicht zu mächtig werde und dieses und Thessalien fortwährend noch seiner Hilfe bedürftig blieben.

Jetzt erst wurden die Athener auf die vom Norden her drohende Gefahr aufmerksam, sie sahen den Kampf näher rücken und boten nun Alles auf, ihn vom eigentlichen Hellas fern zu halten. Zum Glück für sie zögerte Philipp in Thessalien, indem er die Tyrannen von Pherä bekämpfte, die er bezwang, ihnen aber freien Abzug mit ihren Schaaren nach Phokis gestattete, damit wegen ihrer drohenden Nähe ihm Thessalien um so leichter in seinen Anordnungen gehorche, und als er dann endlich auf das Drängen seiner Bundesgenossen, der Thebaner und Thessalier, gegen Phokis selbst aufbrechen wollte, fand er die Thermopylen von einem Atheniensischen Heere besetzt, welches von der Flotte dahin gebracht war. Noch wagte er den Kampf nicht, sondern wendete sich zurück nach Makedonien und schien nur mit der Verschönerung seiner Hauptstadt Pella und mit Ver-

gnügungen beschäftigt, indess er auf die Ausführung seiner ehrgeizigen Plane sann.

In Athen war mit der Abwehr der Gefahr beinahe alle Furcht verschwunden, Wenige dachten an die Zukunft oder erkannten in Philipp den unermüdlichen Feind, der aus den Hellenischen Staaten sein Makedonisches Reich aufbauen wolle; nur Demosthenes hatte ihn bereits durchschaut und sah in ihm das Verderben für Hellas. Ihn abzuhalten, dagegen die Hellenischen Staaten, insbesondere sein geliebtes Athen, in ihrer Selbstständigkeit zu schützen, das ist von nun an all sein Sinnen und Thun; sein ganzes Wirken ist auf dieses Ziel gerichtet, das er nicht mehr aus den Augen verliert. Dieses zu erreichen ist sein einziges Streben und dafür sucht er auch Andere zu gewinnen und zu begeistern, und so entsteht jene Reihe von Reden gegen Philipp, die seinen Namen glänzend auf die späteste Nachwelt bringen werden.

In der ersten Rede, die er im J. 352 v. Chr. nach dem Vordringen des Königs bis an die Thermopylen hielt, verweilt er nicht bei der Schilderung des gegenwärtigen zerrissenen Zustandes der Stadt, sondern er sucht die Gemüther vielmehr aufzurichten und zu zeigen, dass die Lage der Dinge noch nicht ganz trostlos sei und man dieselbe leicht verbessern könne, wenn man nur das Nöthige thun wolle. Dann gibt er an, was geschehen müsse und könne: denn nicht durch grossartige Beschlüsse, sondern durch die ernstliche Betreibung der wenn auch nur mässigen Rüstungen und deren Ausführung durch die Bürger selbst, nicht aber durch die Söldlinge, werde das Heil kommen.

*

Da ein oft erwogener Gegenstand vom Neuen zur Be-

rathung kommt und die früheren Redner nicht das Erforderliche gerathen haben, so glaube ich Verzeihung zu erhalten, auch wenn ich zuerst auftrete. Zuerst nun darf euch die gegenwärtige Lage der Dinge nicht muthlos machen, wenn sie auch sehr ungünstig erscheint; denn was an denselben in der vergangenen Zeit das Schlimmste ist, das erscheint für die Zukunft als das Beste. Was Dies ist? Dieses ist, dass euere Angelegenheiten nur deshalb so schlimm stehen, weil ihr nicht das Erforderliche gethan habt; hättet ihr aber was nöthig ist gethan, und sie ständen doch so, dann wäre nicht einmal Hoffnung zum Besseren vorhanden. Dann aber müsst ihr auch beherzigen, wie ihr vor nicht langer Zeit für die gerechte Sache der Hellenen gegen die Uebermacht der Lakedämonier einen rühmlichen Kampf bestanden habt.

Dies sage ich euch deswegen, damit ihr erkennet, es sei euch nichts furchtbar, wenn ihr wachsam seid; es gehe euch aber nichts nach Wunsche, wenn ihr euch sorglos bezeigt. Den Beweis gibt euch der Sieg über die Lakedämonier und der jetzige Uebermuth dieses Makedoniers, der uns in Unruhe setzt, weil wir allzusorglos sind. Glaubt nun Einer von euch, Philipp sei wegen seiner jetzigen Macht und wegen des Verlustes aller Plätze, die einst unserer Stadt gehörten, schwer zu besiegen, so urtheilt er ganz recht; aber er muss doch bedenken, dass wir auch einst Pydna und Potidäa und Methone und die ganze Gegend umher besaßen, und dass viele ihm jetzt verbündete Völker damals frei und selbstständig und mehr uns als ihm geneigt waren. Hätte Philipp damals eben so gedacht, es sei mit den Athenern schwer Krieg zu führen, welche so viele Bollwerke seines Landes

inne hätten, während er selbst ohne Verbündete wäre: so würde er nichts gethan und nicht eine so grosse Macht erlangt haben. Aber er sah ganz richtig ein, dass alle diese Plätze gleichsam die Kriegspreise sind, und dass der Natur gemäss die Güter der Entfernten den Anwesenden, und die Besitzungen der Sorglosen den Kühnen und Rüstigen anheimfallen. Von dieser Gesinnung erfüllt hat er Alle bezwungen und besitzt sie, die Einen als Sieger nach dem Kriegerrecht, die Anderen als Bundesgenossen und Freunde: denn Alle verbinden sich gern mit Dem, den sie schlagfertig und geneigt erblicken, das Nöthige zu thun.

Wolltet auch ihr jetzt solche Gesinnungen hegen, da es früher nicht geschah; wollte Jeder von euch ohne Ausflucht, wo er kann und es sein muss, nach seinen Kräften und Vermögen sich dem Staate nützlich zeigen; — mit einem Worte, wollte Jeder thätig sein und aufhören, bei der eigenen Unthätigkeit auf die Thätigkeit eines Anderen zu rechnen: dann würdet ihr mit Gottes Hilfe euer Eigenthum wieder erhalten, das durch euere Sorglosigkeit Verlorne wieder gewinnen und euch an Philipp rächen. Denn glaubt nicht, dass ihm die gegenwärtige Macht wie einem Gotte unvergänglich stehe: Mancher hasst ihn, Mancher fürchtet, Mancher beneidet ihn selbst von denen, die ihm ganz ergeben scheinen. Freilich zeigt sich Dieses jetzt nicht offen, aber nur weil euer Zögern und euere Sorglosigkeit keine Zuflucht darbietet. Diese müsst ihr nun ablegen. Denn ihr seht, was er im Schilde führt, wie er mit dem bereits Gewonnenen nicht zufrieden ist, sondern immer weiter um sich greift; ihr aber zaudert und sitzt still, während er euch überall und von allen Seiten umstellt.

Wann werdet ihr denn einmal thun, was ihr sollt? Wenn die Nothwendigkeit eintritt, sagt ihr? Nun, wie muss man denn Das heissen, was jezt geschieht? Ich wenigstens glaube, dass es für freie Männer keine grössere Nothwendigkeit gebe, als die Scham über ihr Thun. Oder wollt ihr auf dem Markt umhergehen und einander fragen: Was gibt es Neues? Kann es denn wohl etwas Neuere geben, als dass ein Makedonier die Athener bekriegt und den Herrn unter den Hellenen spielt? — Ist Philipp gestorben? — Nein, aber krank ist er. — Was habt ihr davon? Denn wenn er auch sterben sollte, so würdet ihr euch bald einen zweiten Philipp schaffen, wenn ihr die Sache fort und fort auf diese Weise treibt. Denn er ist nicht so sehr durch seine eigene Kraft emporgewachsen als durch euere Sorglosigkeit. Und wenn er sterben und das Glück euch begünstigen würde, welches ohnehin immer besser für uns sorgte als wir selbst: so werdet ihr nur dann einen Nutzen davon haben, wenn ihr in der Nähe seid und bei der allgemeinen Verwirrung thätig einschreitet. Wie aber euere Angelegenheiten jetzt stehen, würdet ihr selbst Amphipolis nicht in Besitz nehmen können, wenn es das Glück euch zuwürfe, da ihr mit euren Rüstungen und Gedanken so weit davon entfernt seid.

Darüber will ich nun nichts weiter sagen, da ihr wie ich glaube überzeugt seid, dass ihr das Nöthige einmal thun müsst; jetzt will ich angeben die Art der Ausrüstung, die euch aus dieser schlimmen Lage reissen kann, die Grösse des Heeres und die Mittel und Wege, das nöthige Geld herbeizuschaffen und sonst Alles auf das Beste und Schnellste in den gehörigen Stand zu setzen. Dabei bitte ich euch nur um Eines: Urtheilt, wenn ihr Alles gehört habt und nicht gleich

vor hinein, und wenn ich euch eine neue Art von Rüstung vorzuschlagen scheine, so glaubet nicht, dass ich die Ausführung hinausschieben wolle. Denn nicht diejenigen rathen am Zweckmässigsten, welche rufen: Schnell! Heute! denn das Geschehene kann durch die jetzige Hilfe nicht mehr gehindert werden; sondern wer euch zeigt, welche Rüstungen man machen müsse, wie gross und woher, und wie man sie so lange unterhalten müsse, bis wir den Krieg auf gütliche Weise beendigt oder über unsere Feinde gesiegt haben.

Dann zeigt der Redner, man müsse fünfzig Kriegs- und andere Schiffe ausrüsten gegen die Streifzüge des Königs.— Seid ihr so gerüstet, so wird er entweder aus Furcht Ruhe halten, denn erfahren wird er euere Rüstungen gewiss, denn es gibt, ja es gibt hier nur allzu Viele, die ihm Alles melden, was bei euch vorgeht; oder er wird wenn er es nicht achtet unbewacht überrascht werden.

Darauf gibt er an, wie gross und wie beschaffen die Mannschaft, Fussgänger und Reiter, sein müsse und die Lastschiffe; weder übermässig gross, noch allzugering. Die Mannschaft dürfe nicht bloss aus Söldlingen, sondern müsse auch aus Bürgern bestehen, damit diese gleichsam die Oberaufsicht führen und der Zweck des Krieges erreicht werde; deswegen müsse auch der Sold immer richtig ausbezahlt werden, denn der Feldherr könne keinen Gehorsam verlangen, wenn er keinen Sold zahle, auch leiden unter solchen Umständen die Freunde und Bundesgenossen mehr, als die Feinde. Dann zählt er auf, welche Summen zum Kriege nöthig seien, und dieser müsse andauernd, selbst im Winter geführt werden.

Wenn ihr aber über die Vorschläge abstimmt, fährt er

fort, so bringt auch zur Ausführung was euch gefällt, damit ihr den Krieg gegen Philipp nicht bloss durch Beschlüsse und Briefe führet, sondern durch Thaten. — Woher kommt es denn, dass euere Feste immer zur gehörigen Zeit gefeiert werden, in eueren Unternehmungen ihr aber immer zu spät kommet? Weil dort Alles durch ein Gesetz bestimmt ist, im Kriegswesen und in der Rüstung dazu ist aber Alles ungeordnet, unbestimmt und regellos, und während dieses Zauderns ist Das bereits verloren, was uns zur Fahrt bewog. Wir verschwenden die Zeit des Handelns mit Zurüstungen, und die Gunst des Augenblickes wartet nicht auf unsere Langsamkeit und Ausflüchte. Dann erscheinen auch die Kräfte, die wir in der Zwischenzeit zu haben glaubten, bei der Ausführung selbst als unzureichend. Deswegen geht denn Philipp in seinem Uebermuthe so weit, dass er schon folgenden Brief an die Euböer erlassen hat.....

Das Meiste von dem, was hier vorgelesen wurde, ist wahr, obwohl es nicht so sein sollte und eben nicht erfreulich zu hören ist. Freilich wenn das auch in der That nicht wäre, was Jemand in seiner Rede übergeht, dann müsste man allerdings nur das sagen, was angenehm zu hören ist. Allein das blosse Schönreden ohne Wahrheit bringt Schaden, und so ist es schädlich, sich selbst zu täuschen und durch Aufschieben dessen, was unangenehm ist, jedes Unternehmen zu verspäten und nicht zu begreifen, dass man beim Kriegführen nicht den Ereignissen nachgehen, sondern ihnen voraus-eilen müsse. Gerade wie ein Feldherr sein Heer führen soll, eben so sollen einsichtsvolle Männer die Ereignisse leiten, damit das geschehe, was sie wünschen, und dass sie nicht gezwungen werden, dem Zufalle zu folgen. Ihr besitzt die

grösste Macht unter allen Staaten: Kriegsschiffe, Fussvolk, Reiterei, Geldeinkünfte; aber von dem Allen habt ihr bis auf den heutigen Tag nichts gehörig benutzt. Doch seid ihr überall dabei, führt aber den Krieg mit Philipp so, wie die Faustkämpfer bei den Barbaren fechten. Denn bei diesen greift der Getroffene stets nach der Stelle hin, wo er getroffen ist, und schlägt man ihn anderswohin, gleich hat er die Hände dort. Aber sich gegen den Streich decken und ihn dem Gegner an den Augen absehen, das können und wollen sie nicht. So macht es auch ihr. Hört ihr, Philipp ist im Chersones, so beschliesst ihr, dorthin Hilfe zu senden; wenn in Pyla, dorthin; wenn anderswo, so lauft ihr Land auf Land ab, folgt ihm gleichsam wie euerem Heerführer, ohne selbst etwas Heilsames für den Krieg zu beschliessen, noch irgend ein Ereigniss vorherzusehen, bis ihr hört, dass etwas geschehen ist oder geschieht. Fürwahr es scheint mir, als ob irgend ein Gott aus Scham über euer Benehmen dem Philipp diese unruhige Thätigkeit eingeflösst habe. Wenn er zufrieden mit dem Eroberten und Weggenommenen wäre, so würde sich Mancher von euch haben das gefallen lassen, wodurch uns der Vorwurf schmachvoller Feigheit getroffen hätte; jetzt aber, da er immer Neues unternimmt und stets nach Mehrerem strebt, wird er euch vielleicht aus euerem Schlummer erwecken, wenn ihr noch nicht gänzlich an euch verzweifelt.....

Werden wir denn nicht selbst einmal ausrücken? Werden wir nicht nach seinem Lande schiffen? Aber wo werden wir landen? fragt Einer. Der Krieg wird die schwachen Stellen in Philipps Macht schon aufdecken, wenn wir die Sache recht angreifen. Wollen wir aber müssig zu Hause

sitzen und anhören, wie die Redner einander schmähen und anklagen, so wird nie geschehen, was geschehen sollte Bedenkt, wir können künftig nur auf uns rechnen und müssen endlich den Krieg hier führen, wenn wir es nicht dort thun wollen.

Ich habe niemals nach Gunst zu sprechen gesucht, sondern nur vorgebracht, was euch nach meiner Ueberzeugung nützlich war, und so habe ich auch jetzt meine Gedanken einfach und offen und ohne Zurückhaltung ausgesprochen. So wie ich aber weiss, dass es euch nützt, den besten Rath zu vernehmen, so wünschte ich auch zu wissen, dass es auch Dem nütze, der den besten Rath ertheilt, denn dann würde ich weit freudiger sprechen. Aber auch jetzt bei aller Ungewissheit der Folgen für mich habe ich doch gesagt, was euch nach meiner Ueberzeugung zum Vortheile gereichen wird, wenn ihr anders meinem Rathe folgt. Möge Das obsiegen, was Allen zum Heile sein wird!

Achtes Kapitel.

Die Rede gegen Philipp war vergebens gesprochen, und daran war der Redner und waren die Zuhörer Schuld: Demosthenes, weil er die Macht des Feindes zu gering achtete und den Aufschwung Makedoniens einzig dem Leichtsinne und der Sorglosigkeit der Athener zuschrieb und glaubte, die Kraft der Beredtsamkeit werde und könne die alten Tugenden erwecken; die Athener, weil sie sich begnügten, vom Ruhme der Ahnen zu sprechen, und sich mit dem Lobe derselben berauschten, statt sie nachzuahmen in Mässigung, Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Es geschah nichts, was den

Siegesgang des schlaun Makedoniers hemmen konnte, der jetzt wieder in Thrakien beschäftigt war.

Indessen kam für Athen ein Ereigniss, das ihm einen neuen Bundesgenossen verschaffen und seine Macht und sein Ansehen fördern konnte, wenn es die günstigen Umstände weise benützte. Die Insel Rhodos war im Peloponnesischen Kriege bald auf der Seite und in der Gewalt der Spartaner, bald der Athener, und hatte sich später wieder freundlich zu diesen gehalten, bis Chares, der Athenische Feldherr, sie hart behandelte, worauf sie sich lossagte und sich mit den übrigen Inseln gegen Athen erhob und im Frieden beinahe die volle Selbstständigkeit erhielt. Darauf aber massten sich einige Wenige die Herrschaft über die Insel an und drückten und knechteten das Volk, wobei sie sich der Hilfe des Perserkönigs und der Königin Artemisia von Karien bedienten. Da schickten die Gebeugten eine Gesandtschaft um Hilfe nach Athen, gegen welches sie vor wenigen Jahren Krieg geführt hatten. Deswegen zögerte man, ihnen zu willfahren, und es war ungewiss, wie die Angelegenheit sich gestalten würde, als sich ihrer Demosthenes annahm und zeigte, wie vortheilhaft und rühmlich es für Athen wäre, dem unterdrückten Volke gegen die Herrschaft und den Uebermuth Weniger aufzuhelfen, zumal man weder von Persien noch von der Königin von Karien einen harten Kampf in dieser Sache zu fürchten hätte.

Nachdem Demosthenes bei der Berathung über eine so wichtige Sache die Freiheit der Rede für Jeden gefordert hat, fährt er fort: Jetzt ist ein Ereigniss eingetreten, das zum Danke gegen die Götter auffordert: Ein Volk, das in seinem Uebermuthe euch vor Kurzem bekriegte, baut die

Hoffnung seiner Rettung auf euch allein! Dies muss euch gewiss mit Freude erfüllen, und wenn ihr in dieser Angelegenheit das Geziemende beschliesst, so werdet ihr die Verläumder eurer Stadt durch herrliche Thaten vernichten... da sie vom Könige Mausolus unterdrückt und von denen im Unglück ohne Hilfe gelassen wurden, auf welche sie sich als auf ihre Freunde am Meisten verliessen, von euch aber Rettung und Freiheit wieder erhielten, vor denen sie sich fürchteten. Wenn Dies aller Welt bekannt wird, so wird in allen Städten das Volk in eurer Freundschaft das Uterpfand seiner Wohlfahrt sehen. Ein grösseres Gut kann es aber für euch nicht geben, als bei Allen ein freiwilliges und von allem Argwohn entferntes Wohlwollen zu erlangen.

Wundern muss ich mich aber, dass dieselben Leute euch früher um der Aegyptier willen — der Fremdlinge — zum Kriege gegen den König von Persien aufforderten, und dass sie jetzt bei der Angelegenheit der Rhodier, die doch Hellenischen Ursprungs sind, eben diesen Mann fürchten. Ihr erinnert euch aber noch, wie ich damals auftrat und euch erklärte und zwar ich ganz allein, dass ihr klug handeln und nicht die Feindseligkeit gegen Jenen beginnen, sondern euch in wehrhaften Stand gegen euere offenbaren Feinde setzen und euch so zugleich gegen ihn vertheidigen sollt, wenn er etwa euch beleidigen würde. Das dünkte euch damals recht und billig. Dasselbe rathe ich nun wieder. Ja ich würde auch dem Könige dasselbe rathen, wenn er mich zu seinem Rathgeber nähme, wie euch, nämlich zu seiner Vertheidigung Krieg zu führen, wenn ihn Einer der Hellenen angriffe, aber auf keine Weise nach dem zu streben, was ihn nicht angehe.

Dann zeigt Demosthenes, man dürfe darum keinen Krieg mit Persien besorgen, wenn man den Rhodiern beistehe: denn, sagt er, Niemand führt mit derselben Anstrengung Krieg, um Eroberungen zu machen, und um seine Besitzungen zu schützen. Zur Rettung Dessen, was man ihm entreissen will, kämpft Jeder aus allen seinen Kräften, so lange es ihm möglich ist, aber nicht so aus Gewinnsucht. Der Mensch strebt nach Gewinn, wenn er nicht gehindert wird; findet er Widerstand, so hält er Dies für kein Unrecht.

Auch glaubt Demosthenes nicht, dass die Witwe des Mausolus, Artemisia, dem Könige von Persien eifrig beistehen werde, dass dieser Rhodos in Besitz nehme; sie wolle die Insel lieber im Besitze der Athener wissen, wenn sie nur nicht öffentlich dazu mitwirken dürfe. Dabei müsse sich auch offen zeigen, ob der König wirklich Ansprüche auf die Insel mache. Zwar verdienen die Rhodier eigentlich keinen Beistand, ja man solle sich vielmehr freuen, dass ein solches Schicksal sie betroffen habe, weil sie sich an Barbaren anschlossen; aber die Hilfeleistung werde den Athenern Vortheil bringen und das Unglück den Rhodiern eine Lehre für die Zukunft sein. Darum solle man sie retten und ihnen ihre Beleidigungen nicht ferner nachtragen. Dann führt er aus, wie Athen sich der freien Verfassungen annehmen müsse, und eben deshalb auch der Rhodier, und wolle auch Jemand behaupten, diesen sei ihr Recht widerfahren, so sei jetzt nicht Zeit sich darüber zu freuen: Denn der Glückliche solle sich immer gegen den Unglücklichen hilfreich zeigen, da das künftige Schicksal für alle Menschen ungewiss und dunkel sei. Zeigt euch gegen freie Völker, die im Unglück sind, eben so gesinnt, als ihr es von Anderen wünschet, wenn

euch, was die Götter verhüten mögen, ein gleiches Unheil widerführe.

Dann fährt er fort: Ich habe oft gehört, dass die Argiver unserem Volke einst im Unglücke zu Hilfe kamen; ich möchte nun nicht, dass ihr, die ihr den Ruhm habt, immer den Unglücklichen beizustehen, in diesem Falle hinter den Argivern zurückbleibet. Diese liessen sich durch die Nähe ihrer Gränznachbarn, der Lakedämonier, die damals zu Land und See herrschten, nicht abschrecken, euch ihr Wohlwollen zu zeigen. Denn als Gesandte aus Lakedämon zu ihnen kamen, um die Auslieferung einiger eurer Ausgewanderten zu verlangen, fassten sie den Beschluss, dieselben als Feinde zu behandeln, wenn sie sich nicht vor Sonnenuntergang entfernten. Wenn nun das Volk der Argiver die Macht und Herrschaft Lakedämons in jener Zeit nicht fürchte, wäre es da nicht schimpflich für euch, wenn ihr, ihr Athener, die Macht der Barbaren und überdies ein Weib, die Artemisia, fürchten wolltet? Jene hätten sich doch entschuldigen können, dass sie oft von den Lakedämoniern überwunden waren, ihr aber habt den König von Persien öfters besiegt und seid weder von ihm, noch von seinen Dienern auch nur einmal besiegt worden. Hat der König je etwas über unsere Stadt vermocht, so ist es nur dadurch geschehen, dass er die Schlechtesten der Hellenen und ihre nichtswürdigsten Verräther mit Geld erkaufte, ausserdem aber nie. Und selbst Dieses hat ihm nichts genützt.

Weiter sehe ich aber, dass Einige von euch den König Philipp als einen unbedeutenden Feind oft gering schätzen, den König von Persien hingegen als einen gewaltigen Feind fürchten für Alle, die er sich etwa zu Gegnern wählen möchte.

Gegen Wen werden wir aber Stand halten, wenn wir dem Einen aus Geringschätzung keinen Widerstand thun und dem Anderen aus Furcht Alles zugestehn?

Auch gibt es Einige, welche mit grosser Geschicklichkeit die Rechte Anderer gegen euch geltend machen. Möchten diese doch vielmehr euere Rechte gegen Andere in Schutz nehmen, damit sie selbst zuerst mit einem Beispiele geziemenden Handelns voranleuchten: denn es ist ungereimt, euch über das Recht belehren zu wollen und doch selbst nicht das Rechte zu thun. Recht ist es nämlich gewiss nicht, immer nur Gründe gegen euch auszudenken, und nie Gründe für euch! ..

Ich halte es für recht, das Volk der Rhodier wieder in sein Recht einzusetzen, ja forderte auch die Gerechtigkeit nicht dazu auf, so würde man es aus Staatsklugheit thun müssen. Denn man muss nicht bloss darauf sehen, dass man es stets mit der Gerechtigkeit halte, sondern auch darauf, dass man Macht besitze, um sich der Sache der Gerechtigkeit mit Erfolg annehmen zu können. Denn ich sehe, dass alle Menschen nur nach dem Grade ihrer Macht zu ihrem Rechte gelangen.

Ihr besitzt die Fähigkeit zu erkennen, was recht ist; seid aber auch darauf bedacht, dass ihr die Ausführung in eurerer Gewalt habt. Das wird geschehen, wenn man euch als die gemeinsamen Vertheidiger der Freiheit aller Hellenen betrachtet. Doch sehe ich wohl ein, warum es euch schwer fällt, zweckmässig zu handeln: denn alle anderen Menschen haben nur Einen Kampf zu kämpfen, den gegen ihre offenbaren Feinde, und haben sie diese besiegt, so kann sie nichts mehr am Besitz und Genuss ihrer Güter hindern.

Für euch aber gibt es einen zweifachen Kampf: den welchen auch die Anderen zu bestehen haben, dann aber noch einen härteren und wichtigeren. Denn ihr müsst bei eueren Berathungen zuerst überwältigen, die in euerer Mitte dem Wohle des Staates entgegenarbeiten, und weil denn diese Leute nicht gestatten, dass das Nöthige ohne Anstrengung geschehe, so muss natürlich Vieles fehlschlagen. Dass sie diese schmäbliche Rolle spielen, das macht das Geld, welches sie von ihren Lohnherren erhalten; aber auch ihr seid nicht von aller Schuld frei

Allein tadeln ist leicht, aber schwer ist es, Worte und Handlungen aussinnen, wodurch die Fehler gebessert werden. Es ist wohl auch jetzt nicht Zeit, über Alles zu sprechen; wenn ihr aber euere Vorsätze durch eine nützliche That bekräftigt, dann wird sich auch das Uebrige vielleicht allmählich besser gestalten. Greift also die Sache mit Kraft an, handelt des Vaterlandes würdig und beherzigt, welche Freude es euch macht, wenn man euere Vorfahren preist, ihre Thaten schildert und ihrer Siegeszeichen erwähnt. Bedenkt, dass diese von eueren Vorfahren nicht deswegen aufgerichtet wurden, damit ihr sie bloss anschauet und bewundert, sondern damit ihr die Tugenden ihrer Urheber nachahmet.

Neuntes Kapitel.

Es scheint nicht, dass die Athener durch diese Rede bewogen wurden, den Rhodiern Hilfe zu leisten, oder es waren ihre Anstrengungen auch hier wieder ungenügend, die Herrschaft der Wenigen und Reichen auf der Insel dauerte fort.

Auch mochte wohl die Gefahr vor Philipp ihre ganze Aufmerksamkeit nach der Chalkidischen Halbinsel gelenkt haben, wo seine Plane immer deutlicher hervortraten und er schon offen nach dem Besitze derselben strebte. Die Freundschaft mit Olynth hatte er nur gesucht, um gegen Thrakien und Thessalien ungehindert zu wirken, und er wollte den Bund nur so lange festhalten, als er dadurch in seinem Streben gefördert wurde. Bald aber sah er sich gerade durch die Olynthier in seinen Planen aufgehalten; denn auch sie hatten bereits seine Absicht durchschaut, sich allmählich von ihm zurückgezogen, den Kampf mit Athen nicht weiter fortgeführt und endlich selbst Frieden mit dieser Stadt geschlossen.

Wurde schon dadurch der Unwille Philipps gegen Olynth erregt, so geschah dieses noch mehr, als seine Halbbrüder Aufnahme in der Stadt fanden. Doch wollte er nicht offen und geradezu den Krieg ankünden, da die gemeinsame Gefahr die Städte der Halbinsel zu einem Bunde vereinigt hatte, an dessen Spitze Olynth stand. In fortwährenden Unterhandlungen sucht er vielmehr das Bündniss aufzulösen oder zu schwächen, säet Verrath und Misstrauen unter den Mitgliedern desselben; noch wird das Wort Krieg nicht ausgesprochen, aber die Gemüther sind einander feindlich gesinnt, der offene Kampf droht jeden Augenblick loszubrechen. Da erscheint eine Gesandtschaft von Olynth in Athen, was man hier bereits seit längerer Zeit erwartete, und trägt auf ein Bündniss an. Indem man noch beräth und zaudert, tritt Demosthenes auf und mahnt mit allen Gründen, welche ihm Vaterlandsliebe und die umsichtige Beurtheilung der Verhältnisse eingeben, die von den Göttern dargebotene Gelegenheit nicht

unbenützt zu lassen. Er freut sich, dass es nun einmal mit Philipp zum offenen Bruche komme, dass er nicht länger täuschen könne, und dass man endlich mit allem Eifer die Sache betreiben müsse. Zugleich zeigt er leise andeutend die Mittel zum Kriege, wenn man nämlich die Theatergelder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgebe.

Seit dem Jahre 452 v. Chr. waren alljährlich Tausend Talente in den Schatz zurückgelegt worden mit der Bestimmung, ihn nur bei dringender Gefahr zu verwenden. Perikles aber liess von diesem für den Krieg bestimmten Gelde an jeden Bürger zwei Obolen als Theatergeld vertheilen, um den schaulustigen Athenern diesen Genuss für einen Obol zu verschaffen und den anderen Obol zur Entschädigung für den Zeitverlust; doch sollte damit die anfängliche Bestimmung des Geldes nicht aufgehoben werden. So wurde aber das Volk an den Genuss dieses Einkommens gewöhnt, und so lange Friede blieb, fühlte man den dadurch der Kriegskasse erwachsenen Schaden nicht. Als aber nach einer Reihe von Jahren Apollodorus dieses Geld wieder seiner eigentlichen Bestimmung zuwenden wollte, setzte Eubulus, dem mehr um die augenblickliche Gunst des Volkes als um das Wohl des Staates zu thun war, ein Gesetz durch, gemäss welchem ein Jeder mit der Todesstrafe bedroht wurde, der es wagen würde, die Theatergelder wieder zu Kriegsgeldern zu machen. Jetzt aber bedurfte man zur Kriegsrüstung nothwendig dieser Gelder, und Demosthenes wagte es mit der ihm eigenen Klugheit und im Bewusstsein, dass das Wohl und die Rettung des Vaterlandes davon abhängen, leise aber klar anzudeuten, woher man die Gelder zum Kriege erhalten könne, ohne dass Jemand durch neue Steuern belästigt würde.

Er fordert seine Mitbürger auf, sich Olynths mit allem Eifer anzunehmen, wenn sie anders für ihr eigenes Wohl sorgen wollen, schnell die Hilfe zu beschliessen, auszurüsten und Gesandte abzusenden, die den Olynthiern Dies melden und dann die Ausführung selbst dort überwachen. Denn es ist gar sehr zu besorgen, fährt er fort, dass Philipp als ein schlauer Mann, der alle Umstände zu benützen weiss, bald durch Nachgeben, bald durch Drohen, bald durch Verläumden die Sache plötzlich durch einen entscheidenden Schlag zu seinem Vortheile wendet und die Macht an sich reisst. Doch ist nicht Alles für ihn günstig. Zwar der Umstand, dass er Alles, ob es öffentlich oder geheim ist, in seiner Gewalt hat, da er zugleich Feldherr, Herrscher und Verwalter des Staatsschatzes und überall persönlich bei dem Heere zugegen ist, hat er den grossen Vortheil schneller und zeitgemässer Ausführung kriegerischer Unternehmungen; aber in Hinsicht der Aussöhnung mit den Olynthiern, die er so sehnlich wünscht, hat das Gegentheil statt. Denn sie sehen es klar ein, dass sie nicht bloss um den Ruhm oder um einen kleinen Theil ihres Gebietes kämpfen, sondern dass es ihre Freiheit und die Vernichtung ihres Vaterlandes gelte, zumal sie wissen, wie er sich bereits gegen Andere betragen hat.

Wenn auch ihr dieses einsehet, so müsst ihr nothwendig den Krieg wollen und euch dafür entflammen, willig Geldbeiträge liefern, selbst ins Feld rücken und es an nichts fehlen lassen. Denn jetzt habt ihr gar keinen Vorwand mehr, das abzulehnen, was euch zu thun geziemt. Früher habt ihr oft gewünscht, dass doch die Olynthier mit Philipp in Krieg möchten verwickelt werden; das ist nun ohne euer

Zuthun geschehen und zwar so, dass ihr davon den meisten Vortheil habt: denn hätten sie auf euer Zureden den Krieg unternommen, so wären sie nur unzuverlässige Bundesgenossen und wahrscheinlich nur auf kurze Zeit. Wie aber die Verhältnisse jetzt sind, kann man erwarten, ihre Feindschaft werde andauernd sein wegen alles Dessen, was sie schon von ihm gelitten und noch zu fürchten haben.

Diese günstigen Umstände nun, die für uns eingetreten sind, darf man nicht wieder wie die früheren unbenützt, und nicht wieder geschehen lassen, was bisher immer geschah. Denn wäret ihr den anderen Städten bereitwillig zu Hilfe gekommen, so hättet ihr Amphipolis erhalten und wäret von allen späteren Verlegenheiten verschont geblieben und Philipp würde sich gegen euch nachgiebiger und bescheidener benehmen. Ihr aber habt nie benützt, was euch die Gegenwart bot, sondern euch eingebildet, die Zukunft werde schon Alles nach euerem Wunsche gestalten; gerade dadurch aber habt ihr den Philipp so mächtig gemacht und ihm ein Ansehen verschafft, wie noch kein König der Makedonier vor ihm besass.

Darum würdiget doch jetzt, was uns die Gunst der Götter zu theil werden lässt, denn die bisherigen vielen Verluste im Kriege müsst ihr bloss eurer Sorglosigkeit zuschreiben; dass sich aber jetzt ein Bündniss und dadurch ein Gegengewicht gegen jene Verluste darbietet, das sehe ich als eine Wohlthat der göttlichen Gnade an, wenn wir es nur benützen wollen. Denn es geht hier wie bei dem Erwerbe des Vermögens: erhält sich Jemand das, was ihm zufiel, so dankt er dafür dem Schicksal; wenn er es aber unvermerkt durchgebracht hat, so verliert er auch die dankbare Erinne-

rung. Gerade so ist es mit den Angelegenheiten der Staaten: denn diejenigen, welche die günstigen Zeitpunkte nicht recht benützen, zeigen sich den Göttern nicht dankbar, auch wenn sie etwas zu ihrem Vortheile geschehen lassen. Deshalb müsst ihr jetzt das Frühere wieder gut machen und den Schimpf tilgen, der auf unserem bisherigen Betragen ruht. Geben wir jetzt auch Olynth preis, und wird es von Philipp unterjocht: wer kann ihn dann noch hindern vorzudringen, wohin er nur will?

Darauf zeigt der Redner, wie Philipp eine Stadt nach der anderen genommen und wie er bloss durch die Saumseligkeit der Athener gross geworden. — Warum ich aber Dieses einzeln erwähne? Damit ihr einsehet, dass es nachtheilig sei, bei jeder Sache immer etwas preis zu geben, und dass Philipp wegen seiner unruhigen Thätigkeit in der er lebt und webt sich nicht mit dem schon Gewonnenen begnügen und Ruhe halten wird. Wenn er nun immer weiter strebt, ihr aber keine Sache mit Ernst betreiben wollt, so bedenkt, was für einen Ausgang man sich versprechen kann. Wer ist denn wohl unter euch so einfältig, dass er nicht einsehen sollte, der Krieg werde, wenn wir ihn unbeachtet lassen, sich von dort endlich hieher ziehen? Dann werden wir unsere schlaffe Unthätigkeit theuer bezahlen, viel Beschwerliches gegen unseren Willen thun und das Unsrige im eigenen Lande vertheidigen müssen.

Tadeln, könnte nun vielleicht Jemand sagen, sei leicht und Jedermanns Sache; aber ein Rathgeber muss zeigen, was man im vorliegenden Falle thun müsse. Obwohl ich nun weiss, dass oft nicht Diejenigen euer Zorn trifft, die etwas verschuldet haben, sondern vielmehr Diejenigen, welche

zuletzt über einen Gegenstand gesprochen haben, wenn etwas nicht euerem Wunsche gemäss ausgefallen ist: so will ich doch ohne Rücksicht auf meine persönliche Sicherheit offenbaren, was mir heilsam für euch erscheint. Ihr müsst nämlich auf zweifache Art der Sache zu Hilfe kommen, einmal dadurch, dass ihr Soldaten absendet und die Städte der Olynthier schützt, dann dadurch, dass ihr das eigene Gebiet Philipps durch Kriegsschiffe und ein besonderes Heer feindlich behandelt. Vernachlässigt ihr Eines von diesen Beiden, so fürchte ich, euer Feldzug werde erfolglos bleiben. Denn wenn ihr bloss das Land des Königs angreift, so kann er dieses geschehen lassen, indessen er Olynth erobert, nach seiner Heimkehr aber wird er sein Land leicht vertheidigen. Sendet ihr aber nur nach Olynth Hilfe, so wird er, weil er zu Hause Alles ausser Gefahr sieht, die Belagerung unternehmen und so lange fortsetzen, bis er die Belagerten bezwungen hat. Darum muss euer Hilfszug zweifach und zahlreich sein. Das ist meine Ansicht in Bezug auf die zu leistende Hilfe.

Was aber die Herbeischaffung des Geldes betrifft, so habt ihr mehr Geld zur Kriegsführung als irgend ein anderes Volk. Allein ihr verwendet dieses bloss nach euerem Belieben. Wenn ihr es Denen zurückgebt, die in den Krieg ziehen wollen, so bedürft ihr weiter keines anderen Mittels, Geld zu schaffen; wenn nicht, dann freilich bedürfen wir dergleichen und sind sogar ganz von Mitteln entblösst, Geld zu erhalten. Wie? ruft mir Jemand zu, du schlägst vor, dass die (Theater-) Gelder als Kriegsgelder verwendet werden sollen? Ich nicht, beim Zeus nicht. Ich sage nur, Soldaten muss man haben und Geld muss da sein zum Krieg-

führen und die Geldeinnahmen und Leistungen müssen im gleichen Verhältnisse stehen. Ihr aber nehmt das Geld so geradezu und ohne Umstände für die Festfeier. Also muss man was nöthig ist durch Steuern aufbringen. Denn Geld ist durchaus nöthig, ohne Geld kann nichts geschehen. Andere geben euch andere Geldquellen an, von welchen ihr die wählen mögt, die euch die vortheilhafteste scheint. Nur greift die Sache an, so lange euch die Umstände günstig sind.

Denn wenn ihr die Sache recht erforschen wollt, so werdet ihr finden, dass die Lage Philipps keineswegs so glänzend und günstig ist, wie sie scheint, und er hätte den Krieg gewiss nicht unternommen, wenn er gedacht hätte, er werde ihn wirklich führen müssen. Denn er hoffte, gleich im ersten Anlaufe Alles an sich zu reißen, jetzt aber sieht er sich darin getäuscht, und Dies ist das erste unerwartete Ereigniss, das ihn in Verlegenheit setzt und ihm vielen Verdruß verursacht. Dazu kommt zweitens die Angelegenheit mit den Thessaliern. Denn diese von Natur unzuverlässig und treulos erweisen sich als solche auch gegen Philipp, haben beschlossen, Pagasä von ihm zurückzufordern, und ihn an der Befestigung von Magnesia gehindert. Ferner hörte ich, dass sie ihm nicht mehr die Einkünfte von den Häfen und Handelsplätzen lassen wollen. Denn von diesen müsste die gemeinsame Staatsverwaltung aller Thessalier unterhalten werden, und nicht Philipp dürfe das Geld nehmen. Würden ihm nun diese Einkünfte entzogen, so wird er wegen der Unterhaltung seiner Söldner sehr in die Klemme kommen. Ferner darf man wohl annehmen, dass die Päonier, Illyrier und überhaupt alle diese Völker lieber selbstständig und frei, als Sklaven sein wollen. Denn sie sind ungewohnt, Anderen

zu gehorchen, und Philipp ist anmassend, wie man sagt, und beim Zeus, das ist nicht unglaublich! Denn unverdientes Glück erzeugt bei Unverständigen einen verkehrten Sinn.

So müsst ihr nun die Verhältnisse, die für Philipp ungünstig sind, als günstige für euch ansehen, und deswegen euere Angelegenheiten gemeinschaftlich mit unverdrossenem Eifer betreiben. Ihr müsst bedenken, wie Philipp, wenn er eine so günstige Gelegenheit gegen euch fände und ein Krieg an unseren Gränzen ausbräche, begierig gegen euch andringen würde. Jetzt ist euch nur die Wahl gelassen, ob ihr den Philipp dort, oder ob er euch hier bekriegen solle. Wenn sich nämlich die Olynthier behaupten, so werdet ihr den Krieg dort führen und sein Gebiet verwüsten, dagegen euer Besitzthum und euer eigenes Land ganz ungestört benützen. Erobert aber Philipp Olynth, wer kann ihn dann noch hindern, bis hieher zu euch vorzudringen? Etwa die Thebaner? Die werden, wenn es nicht zu hart gesprochen ist, selbst gern mit in unser Gebiet einfallen. Oder die Phokier? Welche nicht einmal ihr Land ohne unseren Beistand vertheidigen können? Oder irgend ein anderer Staat? — „Aber das, mein Freund, wird Philipp nicht einmal wollen.“ — Nun das wäre doch ganz seltsam, wenn er das, sobald es in seiner Macht steht, nicht ausführen wollte, was er jetzt sogar auf die Gefahr hin für einen Thoren gehalten zu werden frei ausspricht. Wie gross aber der Unterschied sei, ob man hier oder dort Krieg führe, das bedarf wie ich glaube weiter keines Wortes. Denn solltet ihr nur dreissig Tage im Felde stehen und zugleich die nothwendigen Bedürfnisse für das Heer aus euerem Lande nehmen — wenn auch kein Feind in demselben wäre; so würden, meine ich, euere

Landleute mehr Schaden haben, als der Aufwand beträgt, den ihr für den ganzen bisherigen Krieg verwendet habt. Wie gross wird der Schaden erst dann sein, wenn der Krieg sich hieher ziehen sollte! Dazu kommt noch der Frevel der Feinde und die Schande, welche solche Verhältnisse mit sich führen, die für rechtliche Leute härter ist, als der Schaden.

Dies Alles müsst ihr vor Augen haben und insgesamt dazu mitwirken, den Krieg von euch fern zu halten: die Reichen nämlich, dass sie von dem Ueberfluss, dessen Besitz ihnen wohl zu gönnen ist, durch ein kleines Opfer sich den ruhigen Genuss des Uebrigen sichern; die waffenfähigen Jünglinge, dass sie durch die in Philipps Landen gesammelte Kriegserfahrung gefürchtete Vertheidiger ihres eigenen vor Schaden bewahrten Vaterlandes werden; die Redner aber, damit sie sich die Rechtfertigung erleichtern, denn immer werdet ihr über das, was sie gethan haben, nach der Beschaffenheit eurer Umstände urtheilen. Möchten diese um des Ganzen und Aller willen erwünscht sein!

Zehntes Kapitel.

Die Nothwendigkeit der Hilfeleistung an Olynth ward von den Athenern erkannt und wirklich beschlossen; allein bei der Ausführung des Beschlusses trat wieder wie gewöhnlich Zögerung ein, denn die heimlichen Anhänger Philipps suchten den Fortgang und das Ausrücken auf alle Weise zu hindern und den König als einen schwer zu besiegenden Feind darzustellen. Auch war man wegen der Hilfsmittel zum Kriege noch nicht Einer Gesinnung, und Niemand wollte noch den gefährlichen Vorschlag thun, die Theatergelder

zur Ausrüstung und Führung des Krieges zu verwenden, Niemand sich deshalb offen der Verfolgung aussetzen. Deswegen verzichtete denn auch Demosthenes für jetzt noch auf die Ausführung des schönen vortheilhaften von ihm schon früher angedeuteten Planes; aber Hilfe musste dessenohngeachtet den Olynthiern geleistet werden und zwar so schnell als möglich, um den Fortgang Philipps zu hemmen. Und so spricht er denn vom Neuen für sie und dringender, gibt neue Gründe für die Nothwendigkeit der Hilfeleistung, zeigt die schwachen Seiten des Gegners, den man jetzt noch besiegen könne, wenn man nur ernstlich handeln und nicht bloss Söldner gegen ihn senden, sondern selbst ausrücken wolle, und beginnt die Rede damit, dass er zeigt, man müsse diese Veranlassung zum Kriege als eine göttliche Fügung preisen und die günstige Gelegenheit ergreifen.

*

Bei vielen Gelegenheiten hat sich das Wohlwollen der Götter gegen unsere Stadt gezeigt, besonders aber unter den jetzigen Umständen; denn dass sich gerade ein Feind gegen Philipp erhoben hat, der nicht nur dessen Gränznachbar ist, sondern auch einige Macht besitzt, und der — was das Allerwichtigste ist — eine solche Ansicht vom Kriege hat, dass er eine Aussöhnung mit ihm für unzuverlässig und für das Verderben seines Vaterlandes hält: Dies erscheint fürwahr als eine göttliche Wohlthat. Lasst uns nun nicht schlechter für uns sorgen, als das Schicksal. Denn es ist schimpflich, ja im höchsten Grade schimpflich, nicht nur die Städte und Plätze so offenbar preiszugeben, die wir einst besaßen, sondern auch den günstigen Zeitpunkt und die Bundesgenossen zu vernachlässigen, die uns das Glück verschafft.

Ich mag euch Philipps Macht nicht vorrechnen, um euch dadurch zur Erfüllung euerer Pflicht anzutreiben; denn Alles was man darüber sagen kann ist ein Lobspruch für ihn, für uns aber das Zeugniß eines unrühmlichen Verhaltens. Denn je Mehreres Philipp über sein Verdienst glücklich vollbrachte, um desto mehr bewundern ihn Alle; je schlechter ihr aber die Umstände benützt habt, um so grössere Schmach fällt auf euch. Ja wer die Sache recht betrachten wollte, würde finden, dass Philipp von hier aus und nicht durch sich selbst gross geworden sei. Ich will jetzt nicht darüber sprechen, was er denen verdankt, die hier für ihn gearbeitet haben und deren Bestrafung euch obliegt; nur das will ich zu sagen versuchen, was für euch nützlich zu hören ist und dem Philipp zum Vorwurfe gereicht.

Wollte ich ihn nun meineidig und treulos nennen, ohne es durch Thatsachen zu beweisen, so möchte man Dies mit Recht für eitle Verläumdung halten. Wenn ich aber seine ganze bisherige Handlungsweise schildere und durch alles Dieses meinen Beweis gegen ihn führe, so scheint mir Dies nur weniger Worte zu bedürfen und euch doch aus zwei Ursachen nützlich zu sein: um ihn in seiner Schlechtigkeit zu zeigen wie er wirklich ist, und um denen, welche den Philipp als unüberwindlich anstaunen, klar zu machen, dass er alle Mittel der Täuschung, durch die er mächtig geworden, bereits erschöpft hat und dass es sich mit seinem Thun und Treiben jetzt zum Ende neigt.

Darauf schildert Demosthenes die Thaten desselben und sagt: Ueberhaupt hat Niemand mit ihm zu thun gehabt, den er nicht überlistet hätte. Denn nur dadurch ist er so gross geworden, dass er den Unverstand der Einzelnen, die ihn

noch nicht kannten, täuschte und benützte. So wie er nun durch solche Kunstgriffe mächtig wurde, so lange Jeder sich einbildete, Philipp werde etwas ihm Vortheilhaftes thun, so muss er durch eben Dies wieder gedemüthigt werden, weil man sich überzeugt hat, dass er Alles bloss um seinetwillen gethan habe. — Wer kann beweisen, dass ich Falsches geredet habe, oder dass die von ihm Betrogenen ihm künftig noch trauen werden? Meint aber Jemand, dass dieses wohl wahr sei, dass aber Philipp seine Sache mit Gewalt behaupten werde, weil er die festen Plätze und Häfen und dergleichen im Voraus weggenommen, der hat eine falsche Ansicht: denn wenn eine Sache durch gegenseitiges Wohlwollen befestigt wird, und wenn alle Theilnehmer am Kriege gleiche Vorthteile erwarten, so sind die Leute willig, gemeinsam zu handeln, Unfälle zu ertragen und auszudauern. Wenn aber Jemand, wie Dies hier der Fall ist, seine Gewalt durch Habsucht und Schlechtigkeit erlangt, so reicht der erste besste Vorwand und der geringste Anstoss hin, Alles umzustürzen und aufzulösen. Denn unmöglich, ganz unmöglich ist es, dass der Meineidige, Lügenhafte und Ungerechte auf die Dauer grosse Macht besitze. Eine solche widersteht zwar einmal und für eine kurze Zeit, und blüht, wenn es glückt, in Hoffnungen auf; aber mit der Zeit wird sie entlarvt und stürzt in sich zusammen. Denn wie bei einem Hause, Schiffe und ähnlichen Dingen die Theile von unten am Festesten sein müssen, so soll auch der Anfang und die Grundlage der Handlungen wahr und gerecht sein. Das ist aber nicht der Fall mit den Handlungen Philipps.

Ich fordere nun, dass ihr den Olynthiern zu Hilfe eilet und zwar je schneller und kräftiger, um desto besser. Dann

müsst ihr Gesandte an die Thessalier schicken, theils um sie zu benachrichtigen, theils um sie aufzureizen. Sorgt aber dafür, dass euere Gesandte nicht bloss Worte mitnehmen, sondern eine That aufzuweisen haben, damit ihr auf eine eurer würdige Weise ins Feld gerückt und in voller Thätigkeit begriffen seid. Denn wo die That fehlt, da erscheinen die Worte eitel und leer, besonders von unserer Stadt. Denn je gewandtere Sprecher wir sind, wie man sagt, um desto misstrauischer ist Jedermann. Darum müsst ihr eine gründliche Umwandlung und gänzliche Aenderung zeigen, beisteuern, ausrücken und bereitwillig Alles thun, wenn Jemand auf euch achten soll. Dann wird sich zeigen, wie schwach und unsicher Philipps Verbindungen sind, und es wird an den Tag kommen, dass es auch mit seiner einheimischen Herrschaft und Macht schlecht steht.

Die Makedonische Macht ist zwar, sobald sie sich an eine andere anschliessen kann, nicht unbeträchtlich; an sich aber ist diese Macht schwach und voll Mängel, und Philipp hat durch alles Das, weshalb man ihn vielleicht für gross hält — nämlich durch die Kriege und Feldzüge —, dieselbe noch hinfälliger gemacht, als sie von Natur war. Denn er und seine Unterthanen finden nicht an denselben Dingen Wohlgefallen: er sucht den Ruhm, nach diesem strebt er und ist entschlossen, dafür bei seinen Unternehmungen und Kämpfen Alles zu ertragen, indem er den Ruhm, grössere Thaten als je ein Makedonischer König vollbracht zu haben, einem ruhigen und sicheren Leben vorzieht. Die Unterthanen aber theilen diesen Ehrgeiz nicht, sondern fühlen sich von der Last der unaufhörlichen Feldzüge Land auf Land abgedrückt und leben unter beständigem Drangsal, da er sie

nicht ihren Geschäften nachgehen und auf ihrem Eigenthume bleiben lässt, ja indem er sie nicht einmal was sie etwa erworben haben so verwerthen lässt, wie sie könnten, weil wegen des Krieges die Handelsplätze im Lande gesperrt sind. Daraus kann man nun leicht schliessen, wie die meisten Makedonier gegen Philipp gesinnt seien. Seine Söldner und Leibschaaren sollen zwar im Kriege bewunderungswürdig und gut zusammen eingeübt sein; allein wie ich von einem wahrheitliebenden Manne vernahm, der selbst in jenem Lande war, sind sie nicht besser als andere.

Darauf schildert der Redner das Privatleben Philipps, das von weniger Bildung zeuge, und fährt fort: Jetzt freilich werden wie ich glaube durch seine glücklichen Erfolge dergleichen Dinge verdeckt, denn das Glück vermag wohl solche schmähhliche Eigenschaften zu verbergen; sollte er aber irgend einen Anstoss erleiden, so wird dies Alles bei ihm ans Licht gebracht. Denn wie an unserem Körper die einzelnen Gebrechlichkeiten nicht bemerkt werden, so lange er gesund ist, sobald aber eine Krankheit eintritt, Alles sich regt, es mag ein Bruch oder eine Verrenkung oder sonst was Schadhafes sein: so ist es auch bei den Staaten und Fürsten, dass nämlich, so lange sie auswärts Krieg führen, die Mängel ihres Zustandes der Menge verborgen bleiben; wenn sie aber in Krieg an den Gränzen verwickelt werden, so macht dieser Alles offenbar.

Wenn Einer von euch glaubt, Philipp sei schwer zu bekriegen, weil er im Glücke ist, so urtheilt er wie ein verständiger Mann, denn das Glück gibt in allen menschlichen Angelegenheiten vorzüglich oder vielmehr ganz und gar den Ausschlag. Ich aber würde, wenn mir die Wahl frei stände,

das Glück unseres Staates dem seinigen vorziehen, wenn ihr nur einigermaßen euere Pflicht thun wollt. Denn ihr könnt weit mehr auf das Wohlwollen der Götter rechnen, als er. Aber ihr sitzt müssig und unthätig da, und es ist also gar kein Wunder, wenn er das Uebergewicht über uns erlangt, da er selbst zu Felde zieht, sich anstrengt, überall zugegen ist und keine günstige Gelegenheit vorbeilässt, während wir zögern, Abstimmungen halten und nach Neuigkeiten fragen. Darüber wundere ich mich also nicht; ich würde es im Gegentheil wunderbar finden, wenn wir ohne den Krieg mit Kraft zu führen den König dennoch besiegen, der Alles thut, was er soll.

Aber darüber wundere ich mich, dass ihr einst für die Freiheit von Hellas den Lakedämoniern entgegentratet und die Vortheile verschmähtet, die sich euch öfter darboten, und vielmehr Opfer von dem Eurigen brachtet, um Anderen zu ihrem Rechte zu verhelfen, indem ihr zum Kriege steueret und im Felde selbst jeder Gefahr trotztet: dass ihr jetzt zögert auszurücken und zu steuern, da es doch euere eigenen Besitzungen gilt. Ihr habt die anderen Völker oft alle zusammen und jedes einzeln für sich gerettet, jetzt aber sitzt ihr ruhig, da ihr euere eigenen Güter verliert: das finde ich seltsam, so wie das, dass Keiner von euch zu berechnen vermag, wie lange ihr gegen Philipp schon Krieg führet und was ihr während dieser ganzen Zeit gethan habt.

Ihr wisst es ohne Zweifel selbst. Wir legten die Hände in den Schooss, hofften, dass Andere für uns handeln würden, verklagten einander, führten Prozesse, hofften wieder, und so verstrich ungefähr unter denselben Beschäftigungen wie jetzt die ganze Zeit. Dies muss ein Ende nehmen. Ich

fordere also, um Alles kurz zusammenzufassen, dass Alle gleichmässig Geldbeiträge geben und zwar Jeder nach seinem Vermögen, dass Alle der Reihe nach ausrücken bis Jeder von euch im Felde gewesen ist, und dass Jeder der Auftretenden hier das Wort erhalte, ihr aber dann das Beste erwählet von Dem, was ihr höret, und nicht gerade was Dieser oder Jener gesagt hat. Wenn ihr so handelt, werdet ihr nicht nur den Sprecher auf der Stelle loben, sondern hernach auch euch selbst, wenn euere Angelegenheiten sich besser gestalten.

Eilftes Kapitel.

Ohngeachtet dieser Rede, scheint es, ward die Ausrüstung noch immer verzögert, und während die Einen im kühnen Selbstvertrauen über die gefassten Beschlüsse sprachen, man müsse Rache an Philipp nehmen und ihn im eigenen Lande bekämpfen, und während die verschiedenartigsten Gerüchte über ihn einander drängten, suchten die Anderen in gewohnter Weise den erwachten Eifer zu mässigen und die Ausrüstung zu hindern oder doch wenigstens wieder unzulänglich zu machen. Dazu kam offenbar die Klage über allzugrosse Leistungen, die den Einzelnen aufgebürdet würden, so dass Demosthenes, der bei längerer Zögerung die Gefahr immer mehr wachsen sah, endlich offen aussprach, was er früher nur andeutete, dass man nämlich die Theatergelder für die gegenwärtige Ausrüstung und die Führung des Krieges verwenden, das darüber bestehende Gesetz zuerst aufheben und statt der blossen Beschlüsse Thaten zeigen müsse.

Ganz verschiedene Gedanken habe ich, wenn ich auf die Lage der Dinge schaue und auf die Reden achte, die ich hier höre. Die Reden haben die Bestrafung Philipps zum Gegenstande, unsere Angelegenheiten aber stehen so, dass wir uns versehen müssen, um keinen Schaden zu leiden. Deswegen scheinen mir alle Redner darin zu fehlen, dass sie euch den Gegenstand der Berathung nicht so darstellen, wie er ist. Ja früher konnte unser Staat seine Besitzungen ungestört behaupten und doch auch an Philipp sich rächen. Aber jetzt müssen wir zufrieden sein, wenn wir fürs Erste nur den Zweck erreichen, für die Rettung der Bundesgenossen zu sorgen. Denn wenn Dieses gesichert ist, dann dürfen wir darauf denken, Jenen zu bestrafen. Ehe aber für den Anfang ein sicherer Grund gelegt ist, scheint es mir thöricht, über den Ausgang zu sprechen.

Wenn je eine Zeit die sorgfältigste Berathung erforderte, so ist es die jetzige. Nun scheint es mir zwar nicht ausserordentlich schwer, den gegenwärtigen Umständen gemäss zu rathen; sondern ich bin nur in Verlegenheit, auf welche Weise ich darüber zu euch sprechen soll. Denn durch meine eigene Beobachtung und die Erzählung Anderer bin ich überzeugt worden, dass euch die meisten Vortheile nur deswegen entgangen sind, weil ihr das Erforderliche nicht gethan habt, nicht weil es euch dazu an Einsicht fehlte. Ich verlange daher, dass ihr mir gestattet, freimüthig zu reden, und dass ihr nur darauf achtet, ob ich der Wahrheit gemäss und in der Absicht spreche, dass es in Zukunft besser werde. Denn ihr sehet, wie sehr sich euere Angelegenheiten verschlimmert haben dadurch, dass Einige immer nur nach euren Wün-

schen (nicht aber der Wahrheit gemäss) sprachen. Hier halte ich es aber für nöthig, euch zuerst kurz an Das zu erinnern, was geschehen ist.

Darauf zeigt der Redner, wie die Athenienser bereit waren, den Krieg gegen Philipp mit allem Ernste zu führen: aber, fährt er fort, als die Nachricht kam, Philipp sei krank oder todt — denn Beides wurde gesagt — da hieltet ihr die versprochene Hilfe nicht mehr für nöthig und gabt das Unternehmen auf. Damals aber war der günstige Zeitpunkt. Denn wären wir damals mit demselben Eifer dorthin geeilt, wie wir beschlossen, so könnte uns Philipp jetzt, nachdem er genesen, nicht mehr lästig sein. Indessen lässt sich, was einmal geschehen ist, nicht ändern; jetzt aber bietet sich vom Neuen eine günstige Gelegenheit in einem andern Kriege dar, und Dies veranlasst mich, euch zu erinnern, dass ihr nicht wieder in denselben Fehler verfallet.

Wie sollen wir nun diese Gelegenheit benützen? Wenn ihr nämlich nicht mit ganzer Kraft nach euerem Vermögen Beistand leistet, so wird euer Feldzug gänzlich nur zu Philipps Vortheil ausschlagen. Ihr wisst, die Olynthier waren im Besitze einer gewissen Macht und ihre Verhältnisse so, dass sich Philipp eben so wenig an sie wagte, als sie sich an Philipp. Nun schlossen wir mit ihnen, sie mit uns Frieden, und es war für Philipp ein unangenehmes Hinderniss, dass ein mächtiger Staat mit uns ausgesöhnt war, der aus der Nähe jede ihm günstige Gelegenheit belauerte. Damals glaubten wir, diese Leute auf alle Weise zum Kriege gegen ihn aufreizen zu müssen. Was aber damals in Aller Munde war — was damals Alle wünschten — das ist nun, wie auch immer, geschehen. Was bleibt uns also nun übrig, als

ihnen mit Kraft und Eifer beizustehen? Ich weiss sonst nichts. Denn ausser der Schande, die uns trifft, wenn wir jetzt wieder aus Trägheit säumen, sehe ich eine grosse Gefahr für uns, da die Thebaner so, wie ihr wisst, gegen uns gesinnt sind, die Phokier aber wegen des Geldes in Verlegenheit sind, und dem Philipp also nichts im Wege steht, die ganze Schwere seiner Macht hierher fallen zu lassen, wenn ihm sein gegenwärtiges Vorhaben gelungen ist. Wer nun die Erfüllung seiner Pflicht bis dahin aufschieben will, der wünscht fürwahr die Gefahr in der Nähe zu schauen, die er besser von der Ferne vernehmen konnte, und er will sich lieber nach einem Helfer umsehen, als selbst Anderen Hilfe gewähren. Denn dass es so weit kommen wird, wenn wir den jetzigen Augenblick unbenützt lassen, das wissen wir wohl fast Alle.

Da könnte nun Einer sagen: dass wir Hilfe leisten müssen, wissen wir Alle, und wir werden sie leisten; aber wie? das sage uns du. Wundert euch nicht, wenn ich etwas Vielen Unerwartetes vorbringe. Wählt Männer für Gesetzgebung; aber lasst sie ja nicht neue Gesetze machen, denn wir haben deren genug, sondern hebt die Gesetze auf, die euch jetzt schädlich sind. Ich meine, um es offen herauszusagen, die Schauspielgelder und einige die das Kriegswesen betreffen. Denn durch die einen werden die Kriegsgelder an Diejenigen vertheilt, die müssig zu Hause sitzen, die andern aber verschaffen den Frevlern gegen die Kriegsordnung Straflosigkeit, und dadurch werden auch Diejenigen entmuthigt, die gern ihre Pflicht erfüllen wollen. Wenn ihr diese Gesetze aufhebt und Sicherheit zum Rathetheilen gewährt: dann sucht einen Redner, der das in Vorschlag bringe,

was ihr Alle selbst für nützlich erkennt. Ehe ihr Dieses gethan habt, schaut euch nur nicht nach Leuten um, die Lust haben möchten wegen ihres heilsamen Rathes für euch durch euch zu Grunde zu gehen; denn ihr werdet Niemanden finden, da Jeder, der mündlich oder schriftlich einen Vorschlag deshalb thut, nur Misshandlungen von euch erwarten darf, ohne für die Sache etwas zu gewinnen, ausser dass es immer gefährlicher werden wird, zum Besten zu rathen. Man muss aber fordern, dass Diejenigen die Gesetze aufheben, von denen sie gegeben wurden. Denn es ist nicht billig, dass der Dank für ein Gesetz, das der ganzen Stadt Nachtheil brachte, Denen zufalle, die es damals gegeben haben, die Unzufriedenheit aber über die Aufhebung desselben, die uns Allen zum Vortheil gereichen wird, jetzt Dem Schaden bringe, der zum Besten rath.

Aber auch dieses müsst ihr beachten, dass ein Beschluss keinen Werth hat, wenn nicht die Bereitwilligkeit hinzukommt, das Beschlossene mit Eifer auszuführen. Denn wenn die Beschlüsse allein hinreichen, euch entweder zur Ausführung des Nöthigen zu zwingen oder das auszuführen, was dieselben verlangen: so würde bei der Menge der Beschlüsse nicht gar so wenig oder vielmehr so gar nichts von euch ausgeführt werden, und Philipp hätte uns nicht so lange Zeit verhöhnt, sondern er wäre, wenn es den Beschlüssen nachginge, schon längst gestraft. Aber so ist es nicht. Denn das Handeln folgt zwar erst nach dem Reden und Beschliessen, ist aber mächtiger und wirksamer als dieses. Das also muss noch hinzukommen, das Uebrige habt ihr schon. Es sind Leute unter euch, die es wohl verstehen, das Zweckmässige zu rathen, und ihr seid schneller in der Beurtheilung dessen,

was gesagt wird, als Andere, und jetzt werdet ihr auch handeln können, wenn ihr nur vernünftig sein wollt. Welche Zeit oder Gelegenheit erwartet ihr denn noch, die günstiger wäre als die jetzige? Oder wann werdet ihr denn euere Pflicht thun, wenn es jetzt nicht geschieht? Wäre das nicht der grösste Schimpf, wenn er auch noch Olynths sich bemächtigte? Wird denn nicht jetzt ein Volk wirklich bekriegt, das wir im Falle des Krieges zu retten versprochen? Ist er nicht unser Feind? Hat er nicht unser Eigenthum? Ist er nicht ein Barbar, ja Alles, was man nur sagen kann? Wollen wir denn, ich beschwöre euch, Alles geschehen lassen, ja beinahe ihm selbst behilflich sein und dann noch fragen, wer Schuld daran sei?

Gibt Einer keinen guten Rath, wohlan so trete ein Anderer auf und rathe. Und gibt dieser einen besseren Rath, so folgt ihm in Gottes Namen. Aber das, was er räth, ist nicht angenehm! Doch Dieses ist nicht des Redners Schuld.

Aber, möchte Einer sagen, wenn Jemand uns die Theater-gelder lassen und zur Bestreitung der Kriegskosten andere Mittel angeben kann, soll man nicht Diesem den Vorzug geben? Allerdings, wenn Dies möglich ist; aber wundern würde ich mich, wenn es Jemanden glücken sollte, noch Mittel für die nothwendigen Dinge zu finden, wenn er sein Vermögen in unnöthigen Dingen vergeudet. Solche Reden sind freilich nach dem Wunsche eines Jeden und es ist nichts leichter als sich selbst zu täuschen, denn Jeder glaubt gern, was er wünscht; aber die Dinge selbst sind oft anders beschaffen. Betrachtet sie so, wie es den Umständen gemäss ist, so wird es euch weder an Mannschaft noch an Sold fehlen.....

Ich habe das Alles nicht so leicht hin gesprochen, um mich bei Einigen von euch verhasst zu machen; denn so unverständlich bin ich nicht, dass ich mir ohne Hoffnung eines Nutzens den Hass der Menschen zuziehen möchte; aber ich halte es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, mehr auf die Wohlfahrt des Staates als auf den Beifall der Zuhörer zu schauen. Auf diese Weise und in diesem Sinne verwalteten auch unsere Vorfahren den Staat, deren Ruhm zwar alle Redner hier preisen, aber ihnen ganz und gar nicht nachahmen. Denn seitdem solche Redner auftreten, welche bei euch anfragen: Womit kann ich euch einen Gefallen erzeigen? seitdem wird das Wohl des Staates dem augenblicklichen Genusse geopfert, und der Erfolg ist, dass bei solchen Rednern Alles vortrefflich steht, euere Sachen aber immer schlimmer werden.

Erwägt doch den Zustand zur Zeit eurer Vorfahren und schauet, wie er jetzt ist. Ich kann mich dabei kurz fassen. Jene, denen ihre Redner nicht nach Gefallen sprachen, oder schmeichelten, wie die jetzigen euch, Jene herrschten fünf und vierzig Jahre lang ohne Widerspruch über die Hellenen und brachten mehr als zehn Tausend Talente in die Burg, und der König Makedoniens gehorchte ihnen, wie es Barbaren gegen Hellenen ziemt. Sie errichteten viele ruhmvolle Siegeszeichen in den Kriegen zu Wasser und zu Land, die sie führten, und hinterliessen unter allen Menschen allein einen über allen Neid erhabenen Ruhm. So erschienen sie in ihren Verhältnissen zu den anderen Hellenen. Betrachtet nun auch, wie sie im Innern ihres Staates sich betrogen, sowohl im öffentlichen als im Privatleben. Als Bürger errichteten sie so herrliche und grosse Kunst-

werke an Tempeln und Weihgeschenken in diesen, dass keiner der Nachkommen sie darin übertreffen kann; als Privatleute aber waren sie so mässig und dem Charakter der Verfassung so treu, dass wer von euch die Wohnung eines Aristides, Miltiades und anderer damals ausgezeichneten Männer nach ihrer Beschaffenheit kennt, wohl einsieht, dass sie keinen Vorzug hatten vor den Wohnungen ihrer Nachbarn. Denn sie verwalteten den Staat nicht zu ihrem Vortheile, sondern Jeder glaubte das Gemeinwesen stärken und heben zu müssen. Und dadurch, dass sie in der Sache der Hellenen redliche Treue, im Dienste der Götter Frömmigkeit, in den gegenseitigen Verhältnissen Gleichheit beobachteten, erwarben sie sich mit allem Rechte ein ausgezeichnetes Glück. So stand damals ihre Sache, als sie solchen Führern folgten; wie stehen aber euere Angelegenheiten durch die braven Männer der jetzigen Zeit? Etwa eben so oder doch fast gleich? Von anderen Dingen schweige ich hier, so viel ich auch zu sagen hätte, aber ihr Alle seht, welche Einsamkeit uns umgibt Dann schildert der Redner den Stand der Dinge nach Innen und Aussen und fährt fort:

Warum stand nun damals Alles so schön und jetzt nicht mehr? Erstens weil das Volk, welches selbst in den Krieg zu ziehen wagte, Herr war über die Staatsverwalter und Herr über alle Belohnungen, und jeder Andere zufrieden war, ein Ehrenzeichen, ein Amt oder irgend ein Gut aus den Händen des Volkes zu empfangen; jetzt hingegen sind alle Vortheile in den Händen der Staatsverwalter und Alles wird durch diese gethan; ihr aber, das Volk, seid aller Macht beraubt, ohne Geld und Bundesgenossen, zur Rolle eines Dieners und zur Nebensache herabgesunken, zufrieden,

wenn euch Jene an den Theatergeldern Theil nehmen lassen oder euch armselige Rinder austheilen; das Allerschmählichste aber ist, dass ihr ihnen noch Dank schuldig seid für euer Eigenthum. Sie halten euch in der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch hiezu und machen euch zahm für ihre Hand. Nie aber kann Derjenige grosse und kühne Gesinnungen hegen, der kleinliche und schlechte Dinge treibt; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, müssen auch ihre Gesinnungen sein.

.

Wenn ihr also wenigstens jetzt einmal diesen Gewohnheiten entsagt, wenn ihr selbst ins Feld rückt und eurer selbst würdig handelt; wenn ihr den Ueberschuss eurer Einkünfte zu einem Mittel macht, auswärtige Vortheile zu erhalten: dann vielleicht, ja dann werdet ihr ein grosses und vollkommenes Gut erringen und jenen armseligen Vortheilen entsagen, welche der Kost gleichen, die der Arzt den Kranken reicht. Denn so wie diese keine Kraft verleiht, sondern nur eben nicht sterben lässt, so gewährt euch der jetzige Genuss keinen hinreichenden Vortheil, lässt euch aber doch nicht darauf Verzicht leisten und etwas Anderes thun, und nährt nur euere Trägheit. Du verlangst also, fragt wohl Einer, dass wir um Sold dienen? Allerdings und zwar sogleich, und Alle nach derselben Ordnung, damit Jeder, der einen Theil des Gemeingutes empfängt, auch das leiste, wozu der Staat seiner bedarf

So habe ich euch also gesagt, was ich euch für zuträglich halte; wählet nun, was der Stadt und euch Allen Nutzen bringen wird.

Zwölftes Kapitel.

Diese Begeisterung für die Sache des Vaterlandes und der edle Unwille über die Säumigkeit seiner Mitbürger, dazu die Aussicht auf die wachsende Gefahr, wenn Olynth in Philipps Gewalt fiel, bewirkten endlich, dass die beschlossene Hilfe unter Chares abging. Allein keine Nachricht meldet irgend einen Erfolg gegen die Fortschritte des Makedoniers, und die Athener schickten darauf den Charidemus mit neuen Heerhaufen ab, die Makedoniens Gränzländer verwüsteten, mehrere Vortheile errangen, aber auch wild und zügellos walteten, da sie wahrscheinlich grösstentheils aus Söldnern bestanden. Dauernd waren jedoch die errungenen Vortheile nicht und sie hemmten Philipps langsame aber sichere Fortschritte nicht, der in allen Städten seine bezahlten Verräther hatte, dass die Olynthier nach dem Verluste mehrerer Bundesstädte und Schlachten aufs Neue um Hilfe nach Athen schickten. Ehe diese erschien, stand Philipp wenige Stunden vor Olynth und erklärte den Einwohnern der bestürzten Stadt, entweder sie müssten aufhören in Olynth, oder er in Makedonien zu wohnen. Darauf schloss er die Stadt ein, und als die Bürger in Verzweiflung einen Ausfall wagten, lieferte der treulose Anführer der Reiterei ihrer fünf Hundert in die Hände des Königs und bald fiel denn auch die Stadt durch die Verräther in seine Gewalt im J. 348 v. Chr. Die Häuser wurden zerstört, die Einwohner zu Sklaven gemacht; dasselbe Loos traf die Stadt Apollonia. Die Verräther aber wurden von den Makedoniern selbst mit der verdienten Verachtung behandelt. Die Hilfe von Athen war zu spät gekommen oder

zu schwach, etwas gegen den König zu unternehmen; die ganze Chalkidische Halbinsel war nun sein Eigenthum und er feierte auf den Trümmern Olynths Spiele und Feste, wie es Makedonische Sitte war, auch vertheilte er viele Geschenke, gab nach seiner Weise grosse Versprechungen und gewann immer mehr Anhänger, die ihm ihr Vaterland um Geld preisgaben.

Das war die Frucht der Pöbelherrschaft, die in den Städten ihren wüsten Thron aufgeschlagen hatte, auf den sich jeder Wort- und Listenmächtige schwang und bald wieder von einem Mächtigeren verdrängt wurde; das war die Folge der öffentlichen Verhandlungen und Beschlüsse, da das gesamte Volk Alles hören, beurtheilen und entscheiden wollte, feile Redner die Lage der Dinge immer so darstellten, wie das leichtgläubige und bewegliche Volk sie am Liebsten hörte, und der Feind immer lange zuvor wusste, woher der Schlag kommen, wo und wie schwer er treffen sollte, und deswegen solche Massregeln nehmen konnte, dass der Angriff entweder ganz erfolglos blieb, oder dem Angreifenden selbst Gefahr und Schaden brachte.

Den Zustand jener Zeit schildert der Redner mit wenig Zügen treffend so: Die Staaten kränkelten, indem sich Einige bei der Verwaltung des Staates und bei den Verhandlungen bestechen liessen und die Einzelnen und der grosse Haufe zum Theil sich um die Zukunft nicht kümmerten, zum Theil durch Gewöhnung an Schlaffheit und Unthätigkeit sich berücken liessen, und da Alle an Uebeln solcher Art litten, während doch Jeder glaubte, das Unglück werde ihn nicht treffen, sondern er werde eben durch die Gefahren Anderer das Seinige unversehrt erhalten, wenn er nur wollte.

Daher geschah es denn, dass das Volk wegen seiner grossen und unzeitigen Liebe zur Behaglichkeit die Freiheit verlor, Diejenigen aber, die Alles leiteten und meinten, alles Andere, nur nicht sich selbst zu verkaufen, erfahren mussten, dass sie sich selbst zuerst verkauft hatten. Denn anstatt wie damals, als sie Geschenke empfangen, Freunde zu heissen und Gastfreunde, heissen sie jetzt Schmeichler und Gott verhasste Menschen. Natürlich! Kein Mensch verschwendet sein Geld zum Vortheil des Verräthers, noch nimmt er sich, wenn er den Handel geschlossen und seinen Zweck erreicht hat, den Verräther zum Rathgeber für das Uebrige. Denn sonst gäbe es keinen glücklicheren Menschen als den Verräther. Aber dem ist nicht so, fürwahr nicht. Wie könnte es auch sein? Sondern wenn der Herrschbegierige das Gewünschte in seiner Gewalt hat, so ist er auch der Herr Derjenigen, welche dieses verkauft haben, und da er ihre Nichtswürdigkeit damals kennen gelernt hat, so hasst er sie dann, misstraut ihnen und verachtet sie.

Dem Philipp aber kam dieser Umstand sehr zu Statten: es that sich nämlich gerade damals ein reichlicher Nachwuchs von Verräthern und bestechlichen Menschen hervor und zwar in solcher Anzahl, wie früher nie. Diese nahm er zu Gehilfen und Mitarbeitern und brachte die Hellenen, welche schon vorher ungünstig einander gesinnt waren, in eine noch schlimmere Lage, indem er die Einen überlistete, die Anderen beschenkte, Andere auf alle Weise zum Unrecht verleitete und sie in viele Parteien theilte, da doch Alle miteinander hätten streben sollen, dass Philipp nicht zu mächtig würde.

Indessen dauerte zur Vermehrung des Unheiles der heilige

Krieg im steten Wogen von Sieg und Niederlage für die kämpfenden Parteien fort, ganz geeignet, die Hellenen nach dem Wunsche und zur Freude Philipps zu schwächen, der eben so wenig die Thebaner mit hinreichender Hilfe unterstützte, um nur den Krieg hinauszuzögern und seine Bundesgenossen zugleich mit seinen Feinden zu verderben, als auch die Athener und Spartaner den Phokiern nicht in dem Masse beistanden, um ihnen den vollständigen Sieg zu verschaffen. Die übrigen Bundesgenossen thaten ohnehin für Phokis nur wenig, und Athen trat immer nur dann auf, wenn die Umstände es gebieterisch verlangten, woran theils die damals allgemein herrschende Saumseligkeit Schuld war, theils die Scheu, immer und offen mit den geächteten Tempelräubern zu handeln. So waren diese gezwungen, die unreinen Hände immer neu nach den heiligen Schätzen auszustrecken, bis diese Quelle allmählich versiegte und die Schaaren der bisher wohlbezahlten Söldner sich verringerten. Es war offenbar, dass Phokis endlich erliegen und das geschwächte und uneinige Hellas die leichte Beute Philipps werden müsse. Seine Siege lagen nicht bloss in seiner unermüdlichen Thätigkeit und schnellen und klugen Benützung der Umstände, sondern vorzüglich in der Verfassung der Hellenischen Staaten und insbesondere der Verfassung Athens.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nach dem Falle Olynths ging der Schrecken durch ganz Griechenland. Die Macht Athens war zersplittert und gelähmt, die Städte an den Küsten Thrakiens waren verloren, der Staatsschatz erschöpft, und alle bisherigen Bemühungen, einen Bund aller Hellenen gegen Philipp zu Stande zu bringen, waren vergeblich geblieben. Um so grösser musste die Wachsamkeit der Athener werden, je näher die Gefahr drängte; aber eben diese Wachsamkeit suchte Philipp jetzt durch Friedensversicherungen einzuschläfern und durch List und Geld zu bewirken, wozu die Gewalt nicht ausreichte. Gerade jetzt suchte er die Athener zu gewinnen, da Niemand mehr zweifelte, die Thebaner würden durch den langen heiligen Krieg erschöpft und vielleicht aus Misstrauen gegen den König Aussöhnung, Freundschaft und Hilfe bei Athen suchen. Um diese Verbindung zu hindern bot er den Thebanern Freundschaft, den Athenern Frieden an.

Alsobald kamen von verschiedenen Seiten her Gerüchte nach Athen über die freundliche und friedliche Gesinnung

des Königs, so dass der Schauspieler Aristodemus den Frieden zuerst zur Sprache brachte und sich für denselben erklärte, Philokrates aber den Vorschlag machte, es möge dem Philipp gestattet werden, Gesandte wegen des Friedens an die Athener zu senden. Demosthenes stimmte bei, offenbar deswegen, weil er einen aufrichtigen Frieden mit dem Könige bei der damaligen Lage der Hellenischen Staaten für vortheilhaft hielt, und um denselben desto sicherer und schneller zu erlangen, erfolgte der Beschluss, zehn Männer an Philipp abzuschicken. Unter diesen waren Philokrates, Äschines und Demosthenes; denn wegen seiner Reden im Peloponnes galt Äschines damals als des Königs Feind. Er schloss sich auf dem Wege eng an Demosthenes an, um gemeinsam zu handeln, und ermahnte ihn sogar dringend, den Philokrates zu überwachen, so dass der aufrichtige Demosthenes nichts Arges merkte. Sie fanden bei Philipp eine freundliche Aufnahme, und Demosthenes stand nun dem Manne gegenüber, den er für den grössten Feind aller Hellenen hielt und dessen Plane zu vereiteln er bisher die ganze Kraft seiner Rede und Einsicht aufgeboten hatte. Da ist es nun wohl glaublich, dass er bei dem Anblicke des mächtig waltenden Königs in seiner Rede stotterte, verlegen und befangen erschien.

Die Gesandten vernahmen aus Philipps eigenem Munde den Wunsch, er wolle Frieden und Freundschaft mit Athen schliessen. Was weiter verhandelt wurde, ist nirgends aufgezeichnet, wahrscheinlich aber verlangten die Athener, es sollten auch die Phokier in das Bündniss aufgenommen werden, was jedoch Philipp verweigerte, um nicht die Thebaner zu reizen. Schon zum Aufbruche nach Thrakien gerüstet ver-

sprach er, den Chersones nicht bewaffnet zu betreten, so lange in Athen die Friedensberathung dauere, und ganz zufrieden mit der Aufnahme und dem Erfolge der Gesandtschaft kehrt Demosthenes mit seinen Gefährten nach Athen zurück, macht selbst deren Lobredner vor dem Rathe und trägt darauf an, die Gesandten Philipps, wenn sie kämen, mit Auszeichnung zu behandeln. Darauf wurden zwei Volksversammlungen ausgeschrieben, um über den Frieden und das Bündniss zu berathen, und Demosthenes suchte Beides so schnell als möglich zu Stande zu bringen, weil er dadurch Philipps weiterem feindlichen Vorrücken zu begegnen hoffte. Aber während dieser Berathungen wussten Äschines und Philokrates Alles zu Gunsten Philipps zu leiten, wozu der anfängliche Eifer des Demosthenes Vieles beitrug; auch hatte er den Makedonischen Gesandten nach ihrer Ankunft grosse Ehren erwiesen, was ihm später als Schmeichelei zum Vorwurfe gemacht wurde. Endlich wurde gegen sein Mahnen und Warnen ein Friede geschlossen, wie ihn jene Beiden wollten. Er war überlistet, das Volk getäuscht: Athen verzichtete auf alle an Philipp verlorenen Besitzungen, gab seine Bundesgenossen auf und that das eidliche Versprechen, Jeden als Feind zu behandeln, der dawider strebe. Darauf empfangen die königlichen Gesandten den Friedenseid.

Da auf diese Weise so Vieles verloren war, wollte Demosthenes noch retten, was möglich wäre, und drängte nach der Entfernung der Makedonischen Gesandten, dass die neue Gesandtschaft, bei welcher auch er wieder war, von Athen an Philipp zur Eidesabnahme unverzüglich zur See abreisen solle, um den König so schnell als möglich zu treffen, damit er nicht in der Zwischenzeit bis zur Bestätigung des

Friedens noch weitere Fortschritte zum Schaden von Athen mache. Denn Demosthenes sah wohl ein, dass Alles was während des Uebergangs vom Kriege zum Frieden preisgegeben würde für Die verloren ginge, die sich nachlässig erwiesen, und dass kein Mensch der sich einmal zum Frieden entschlossen habe wegen des Vernachlässigten den Krieg erneuen, sondern dass Jeder das in Besitz Genommene behalten werde. Zugleich glaubte Demosthenes, die Athener würden grosse Vortheile erhalten, wenn die Gesandten sich schnell einschifften: Philipp müsste nämlich, wenn sie sogleich bei der Hand wären und sich den Eid leisten liessen, Das wieder herausgeben, was er den Athenern durch seine Schnelligkeit entrissen hätte, und das Uebrige unangetastet lassen; oder dass man es nach Athen berichte, wenn er es nicht thäte, damit man daraus seine Eroberungssucht und Treulosigkeit erkenne und das näher Liegende und Wichtige, die Phokier und Thermopylen, vor ihm schützen könnte. So richtig sah und beurtheilte Demosthenes die Lage der Dinge.

Da aber die Gesandten noch immer mit ihrer Abreise zögerten und er daraus ihre Treulosigkeit immer deutlicher erkannte, bewirkte er endlich einen Beschluss, gemäss dem sie abreisen und dahin trachten sollten, wo Philipp sich eben aufhalte. So trieb er sie wider ihren Willen fort, erreichte aber doch seinen Zweck nicht; denn nun vernachlässigten sie die schnelle Weiterreise zur See und die Vollziehung der Aufträge, reiseten zu Land in die Kreuz und Quere, brachten schon drei und zwanzig Tage zu, bis sie nur nach Makedonien gelangten, lagen dann in der Hauptstadt Pella still, bis Philipp ankam, worüber im Ganzen

fünfzig Tage vergingen, während welcher er einen grossen Theil Thrakiens eroberte und diesen dann im Frieden und durch Verträge wirklich behauptete. Vergebens sprach Demosthenes dagegen, anfangs wie belehrend und seine Gefährten auf das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes hinweisend, dann dringender sie an ihre Pflicht mahnend und schon mit dem Vorwurfe, dass sie für Philipp handeln.

Aber er der Einzelne vermochte gegen die übrigen Gesandten nichts; Äschines wusste alle Bemühungen des Demosthenes zum schnellen Abschlusse des Friedens zu vereiteln; Philipp zögerte von Tag zu Tag den Eid zu leisten, hielt die Gesandten unter nichtigen Vorwänden hin, verlässt mit ihnen endlich Makedonien, nachdem er eine grosse Kriegsmacht gesammelt hatte, und erst in Thessalien schwört er, aber nicht auf feierliche Weise an heiliger Stätte, damit er nicht als der Ueberwundene erscheine, sondern in einem Gasthause zu Pherä, und auch nicht so, wie bestimmt war. Der Friede wurde verstümmelt und verändert, die Phokier und Andere ausgeschlossen. Die Bundesgenossen Philipps leisten den Schwur nicht mit, so dass die Absicht und der Beschluss der Athener vereitelt, dem Könige aber die Freiheit gelassen wurde, durch seine Bundesgenossen zu handeln.

Um die treulosen Gesandten noch mehr zu gewinnen, schickte er, wie Demosthenes erzählt, zu einem Jeden insbesondere und bot ihm vieles Geld an; als er aber bei keinem eine günstige Aufnahme fand, glaubte er, sie würden es wohl annehmen, wenn er es Allen insgesamt gäbe, auch würden Diejenigen mehr Sicherheit auf solche Weise erlangen, die sich ihm einzeln verkauft hätten. Allein Demosthenes verhinderte auch Dieses. Da theilten die übrigen

Gesandten allein das Geld unter sich, und als Demosthenes darauf den König ersuchte, er möge dies Geld zur Loskaufung der Gefangenen verwenden, gerieth Philipp in eine grosse Klemme: denn er durfte weder die Gesandten mit Anstand verrathen und sagen, Der und Der hätte das Geld schon bekommen, noch durfte er dies schöne Gesuch geradezu verweigern; daher bewilligte er es scheinbar, aber mit der Ausflucht, dass er sie später freizulassen versprach. Demosthenes hatte schon vorher mehrere Gefangene von seinem eigenen Gelde losgekauft. Als er über die Sendung ein Schreiben verfasste, schickten seine Gefährten dasselbe nicht ab, sondern ein anderes, welches viele unwahre Angaben enthielt. Früher bei der ersten Gesandtschaft waren sie ohngeachtet der Kriegszeiten und Gefahren eilig weiter gereist, dieses Mal aber zögerten sie geflissentlich und liessen sich von Philipp hinhalten. Demosthenes, der die Verrätherei immer deutlicher einsah und das drohende Unheil erkannte, wollte sich von den übrigen Gesandten trennen, allein und schnell zurückkehren und Bericht erstatten, wurde aber daran gehindert, und als sie endlich ihre Rückreise nach Athen mit einander antraten, blieb Äschines noch einen Tag und eine Nacht bei Philipp zurück. Unmittelbar hinter ihnen folgte Philipp mit einem wohlgerüsteten Heere.

Nach ihrer Ankunft in Athen trat Demosthenes vor den Senat und klagte die Gesandten an über Das, was sie gethan, und rieth, dass man die Phokier und Thermopylen schütze, damit nicht auch diese von Philipp genommen würden. Der Senat stimmte bei. Als aber die Volksversammlung berufen wurde, trat Äschines auf, erwähnte weder der Verwaltung der Gesandtschaft noch Dessen, was vor

dem Senat gesprochen worden, sondern brachte so angenehme Dinge vor, dass er das Volk ganz für sich einnahm. Er erzählte, vor seiner Rückreise habe er den König zu Allem überredet, was den Athenern Vortheil bringe sowohl in den Angelegenheiten der Amphiktyonen als auch in anderen Sachen; er habe eine heftige Rede gegen die Thebaner gehalten und es bei Philipp dahin gebracht, dass man binnen wenigen Tagen hören werde, wenn man anders ruhig bleibe und nicht in den Krieg ziehe, Theben werde belagert und die Phokier dürfen nichts fürchten. Er habe den König von der Schuld der Thebaner überzeugt, diese aber dadurch so gereizt, dass sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hätten.

Solches und Mehreres dieser Art sagte Äschines, das Volk horchte, glaubte, und gab sich ganz der süßen Täuschung hin. Als nun Demosthenes aufstand und sagte, dass er von dem Allen nichts wisse, unterbrachen ihn Äschines und Philokrates mit grossem Geschrei und verspotteten ihn, dass ein allgemeines Gelächter erschallte und das Volk den Demosthenes nicht weiter hören wollte. Alle Furcht war von den erregten Hoffnungen und Erwartungen in den Hintergrund gedrängt, und Äschines mahnte und bat, die Athener sollten sich nicht beunruhigen lassen, dass Philipp durch die Thermopylen vorgedrungen wäre; wenn sie nur Ruhe hielten, würde Alles in Erfüllung gehen, was sie nur wünschen könnten. Wer dagegen sprach, erschien als ein neidischer gallsüchtiger Mensch. Doch versuchte Demosthenes, obgleich man ihn nicht hören wollte, noch einmal zu sprechen, da er von der Verblendung des Volkes das nahe drohende Unheil sah, und betheuerte, dass er weder etwas davon

wisse, noch Theil daran habe, noch auch so etwas erwarte. Und als sie dagegen murrten, sprach er: Nun wohlan, ehret und lobt diese Redner da und krönt sie, wenn wirklich erfolgt, was sie sagen; tritt aber das Gegentheil ein, dann lasst sie eueren Zorn fühlen. Darauf verhöhnten ihn Äschines und Philokrates wieder und Dieser sagte: es ist kein Wunder, dass ich nicht einerlei Ansicht habe mit Demosthenes, denn er trinkt Wasser, ich aber Wein. Darüber brach das Volk in ein grosses Gelächter aus.

Darauf wollten aber die Athener doch eine neue Gesandtschaft an Philipp absenden wegen der grossen und glänzenden Hoffnungen und Verheissungen, die ihnen Äschines gemacht hatte, und sie wählten deswegen ihn selbst, dazu den Demosthenes und die meisten übrigen Gesandten wieder; Demosthenes lehnte aber durch einen Eid die neue Sendung ab, obgleich man wiederholt in ihn drang. Äschines wurde wirklich gewählt, allein bange, die Athener möchten während seiner Abwesenheit sich doch zum Kriege gegen Philipp bewegen lassen und dadurch dessen und seine eigenen Plane vereiteln, blieb auch er in Athen zurück unter dem Vorwande einer Krankheit, im Grunde aber, um einen entscheidenden Beschluss zu hindern; statt seiner ward sein Bruder als Gesandter gewählt.

Wenige Tage darauf wurde das Volk furchtbar aus seinem kurzen Traume aufgeschreckt. Philipp war unmittelbar hinter den bestochenen Gesandten durch die Thermopylen gegen Phokis vorgerückt, und während die feilen Redner dem Volke zu Athen die schönsten Hoffnungen und die aufrichtigste Gesinnung desselben vorspiegelten, endete er den langen heiligen Krieg ohne Schlacht, indem die erschreckten

und von aller Hilfe verlassenen Phokier sich ihm auf Gnade und Ungnade unterwerfen mussten. Die Entscheidung überliess er den Amphiktyonen, und diese erkannten in Furcht und Dankbarkeit zu Recht: die Phokier sollen als Tempelräuber vom Bunde ausgeschlossen, ihre Städte aufgelöst, dem Philipp aber alle ihre Rechte eingeräumt werden. So wendete der König das Hassenswerthe in dieser Sache von sich ab und erschien bloss als das strafende Werkzeug der beleidigten Götter; er durchzog ungehindert das Gebiet der Phokier, zerstörte die widerstrebenden Städte und verheerte das Land.

Jetzt gerieth ganz Athen in Bestürzung, schon fürchtete man einen plötzlichen Ueberfall, man flüchtete vom Lande in die Stadt und nahm Massregeln der Sicherheit. Als Philipp von diesen Zurüstungen hörte, sandte er ein Schreiben voll Hohn und Drohungen an die Athener, meldete mit stolzem Uebermuthe die Unterjochung des Phokischen Landes und mahnte, sie sollten sich deshalb weiter keine Sorge machen, sondern vielmehr den geschlossenen Frieden halten. Und die Athener, überlistet von inneren und äusseren Feinden, rathlos und froh der eigenen Gefahr erledigt zu sein, thaten nichts weiter, als dass sie den vertriebenen Phokiern eine Zufluchtstätte gewährten. Unterdessen nahm Philipp Platz unter den Amphiktyonen, ward sogar mit dem Vorsitz beehrt und ordnete die Feier der Pythischen Spiele. Athen aber, niedergeschlagen über das Schicksal der Phokier und in banger Erwartung der Zukunft und wohl auch von geheimer Scham niedergebeugt, schickte diesmal keine Abgeordneten zu den Spielen.

Zweites Kapitel.

Um das Mass der Kränkung zu füllen erschienen Gesandte des Königs, der Thessalier und Thebaner und verlangten, Athen solle ihn als Mitglied der Amphiktyonen erkennen. Darüber entstand allgemeiner Unwillen, doch wagte es Äschines dafür zu sprechen, musste aber unter dem Toben des Volkes die Rednerbühne verlassen; da wendete er sich lächelnd an die Gesandten und sagte: es sind nur Schreier. Dann aber ging er uneingedenk seiner Angabe, als hätten die Thebaner einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, zu Philipp, nahm Theil an der Opferfeier wegen des Sieges, welche der König und die Thebaner veranstalteten, schmauste und verrichtete mit ihnen die Trankopfer und Gebete, liess sich mit bekränzen und stimmte in ihre Siegeslieder ein.

Die Sache war indessen noch nicht zu Ende, Athen musste einen Beschluss fassen über das Ansinnen des Königs und seiner Bundesgenossen. Zwar ergoss sich die allgemeine Erbitterung in Schmähungen über die geübte List, man schalt auf den König und die Verräther. Aber erkannte man ihn nicht als Amphiktyonen an, so reizte man den ganzen Bund, der Krieg und damit das Verderben für Athen war dann unvermeidlich. Dieses sah vor Allen Demosthenes ein, und er, der heftigste Feind des Königs, sprach deswegen für die Aufrechthaltung des Friedens und stellte die Verhältnisse mit kluger Erwägung Allen deutlich dar.

Die gegenwärtigen Zustände, sagt er, sind schwierig und verwickelt, denn wir haben Vieles preisgegeben und es nützt nichts, darüber schöne Worte zu machen; dazu herrscht auch eine ganz verschiedene Ansicht über Das, was

uns heilsam ist. Wenn nun das Rathen schon an sich misslich und schwer ist, so habt ihr es noch um Vieles schwerer gemacht: denn alle anderen Leute sind gewohnt zu rathschlagen ehe sie handeln, ihr aber nachdem ihr schon gehandelt habt. Dadurch ist es geschehen, dass wer immer euere Fehlgriffe tadelte, als ein guter Redner galt, dass ihr aber den eigentlichen Gegenstand der Berathung ganz aus den Augen verloret.

Aber auch unter diesen Umständen glaube ich euch rathen und Mittel angeben zu können, wie euere gegenwärtige Lage verbessert und das Verlorene gerettet werden kann, wenn ihr ohne Lärm und Zank mich anhören wollt, wie es sich um so wichtiger Dinge willen zum Besten des Staates geziemt.

Darauf weist er die Fälle nach, in denen der Erfolg zeigte, dass er wirklich und zwar er ganz allein zum Besten des Staates gerathen habe und damals beinahe von Denen wäre zerrissen worden, welche für geringen Vortheil die Athener zu grossen Fehlgriffen verleiten wollten. Das, sagt er, führe ich nicht an aus Eitelkeit noch als Beweise einer ausserordentlichen Einsicht; sondern ich glaube Scharfblick und Ahnungsvermögen zu besitzen durch die Gunst des Glückes, welches alle menschliche Kraft und Weisheit überragt, und dann weil ich unbestochen die Dinge beurtheile und erforsche, und weil Niemand sagen kann, dass irgend ein Gewinn mit meiner Verwaltung und meinen Reden verbunden war. Deswegen erscheint mir das Nützliche, das die Umstände mit sich bringen, in seiner wahren Gestalt. Wenn aber auf eine Seite wie auf eine Wage Geld gelegt wird, so sinkt diese augenblicklich nieder und zieht

das Urtheil mit sich herab, und wer Dies geschehen lässt, kann nicht mehr richtig und unbefangen über eine Sache urtheilen.

Dann geht er auf die Hauptsache über und beweist, man dürfe den Frieden nicht brechen, nicht als sei er rühmlich und vortheilhaft, sondern weil es besser gewesen wäre ihn gar nicht zu schliessen, als jetzt zu brechen. Am Meisten müsse man sich hüten, die Amphiktyonen zu beleidigen und ihnen Veranlassung und Grund zu einem allgemeinen Kriege gegen die Athener zu geben. Wenn Athen mit Philipp wirklich in Krieg verwickelt würde, so würden weder die Thesalier noch die Argiver und Thebaner demselben Beistand leisten, wenn nur nicht gemeinsame Ursachen und Beschwerden sie dazu brächten. Denn das ist das Wesen der Bündnisse, die Jemanden am Herzen liegen, und die Natur der Sache bringt es mit sich: Kein Staat begünstigt uns oder den König so sehr, dass man die Erhaltung des Bundesgenossen und dessen Herrschaft über Andere wünschen sollte. Erhaltung wünschen wir uns Alle, aber kein Volk will, dass ein anderes ein Uebergewicht bekomme und zur Herrschaft gelange. — Man müsse sich also hüten, die Einzelnen zu reizen und insbesondere den König Philipp zu hindern, an den Amphiktyonen-Versammlungen Theil zu nehmen, damit nicht Alle zusammen, jeder seinem eigenen Unwillen folgend, die Beschlüsse der Amphiktyonen zum Vorwande nehmen und einen allgemeinen Krieg gegen uns beginnen, und dass dann die Einzelnen noch weiter als es ihnen nütze zum Kampfe gegen uns fortgerissen werden. Denn man kann aus dem Früheren schon sehen, dass Alle aus Privatrücksichten Vieles zu thun bewogen wurden, was

sie eigentlich gar nicht wollten, und deswegen muss man jetzt vorsichtig sein.

Aber aus Furcht vor dem Könige muss man nicht gerade thun, was Andere fordern: Wir sollen einerseits nichts thun, was unserer unwürdig ist, andererseits aber keinen Krieg erregen, sondern uns den Ruhm erwerben, vernünftig zu handeln und für das Rechte zu stimmen. Wir haben den Thebanern Oropus überlassen, um keinen Krieg zu führen; dem Philipp haben wir dem Vertrage gemäss Amphipolis und Anderen Anderes gewährt. Wäre es nun nicht einfältig, ja unverzeihlich, wenn wir in den wichtigsten und unseren eigensten Angelegenheiten so gehandelt haben, jetzt mit Allen um das Recht des Vorsitzes bei den feierlichen Spielen für Philipp — um den Schatten in Delphi Krieg führen wollten?

Diese klare Darstellung der Lage der Dinge machte einen tiefen Eindruck, und es erfolgte für Philipp die begehrte Anerkennung als Amphiktyonen-Mitglied; dann tritt für eine Zeit lang Ruhe ein, während welcher jede Partei sich zu stärken sucht.

Drittes Kapitel.

Mit der Ruhe kehrte die Besinnung zurück und man erkannte allmählich, dass Äschines eigentlich die Schuld an jenem Unglück sei; deswegen wendete sich denn auch der Hass besonders gegen ihn und Philokrates. Diesen klagte Hyperides an, und da er es nicht wagte, Rechenschaft abzulegen über sein Benehmen, sondern sich durch die Flucht der drohenden Strafe entzog, ward er vom Volke zum Tode

verurtheilt. Den Aschines wollte Timarchus belangen, der aber seinem schlaunen und beredten Gegner nicht gewachsen war und selbst in vieler Beziehung befleckt nicht einmal zur Klage gelassen wurde, und Äschines suchte dann durch Schmeichelei und Drohungen jede weitere Anklage zu vereiteln.

Da trat endlich nach zwei Jahren Demosthenes gegen ihn auf und schrieb die Rede über die Truggesandtschaft, welche Rede vorzüglich deswegen merkwürdig ist, weil er in derselben nicht nur alle Thatsachen bei jener Gesandtschaft ausführlich erzählt, sondern auch die Pflichten eines Gesandten entwickelt, die für alle Zeiten und Völker gelten.

Ein Gesandter, sagt er, ist dem Staate verantwortlich für das was er berichtet, für das was er gethan hat, für das was ihm aufgetragen und für die Zeit die ihm verstatet ward, und endlich ob er in allen diesen Punkten mit unbestechlicher Treue gehandelt hat oder nicht. Auf den Grund seiner Berichte muss man nämlich berathen und das Nöthige beschliessen, und man wird je nach der Wahrheit oder Falschheit seiner Berichte das Wahre oder Falsche ergreifen. Die Rathschläge der Gesandten selbst gelten sehr viel, da man von ihnen erwartet, sie beurtheilen die Lage der Dinge aus eigener Einsicht und Erfahrung am Besten, und es darf sich deshalb ein Gesandter billigerweise nie den Vorwurf zuziehen, er habe Verkehrtes und Schädliches gerathen. Das muss er genau besorgen, was ihm geboten ward vorzutragen, zu thun und zu verhandeln. Aber auch die Zeit ist zu beachten, weil die günstige Gelegenheit zu so manchen wichtigen Unternehmen nur kurz dauert, und wird dieser Zeitpunkt den Feinden preisgegeben und ver-

loren, so kann er durch keine Anstrengung wieder zurückgerufen werden. Dann soll der Gesandte auch unbestechlich sein und weder Lohn noch Geschenke annehmen von Dem, mit welchem er unterhandelt; denn nimmt er einmal Geschenke an oder lässt sich bestechen, so bleibt er kein zuverlässiger Beurtheiler Dessen mehr, was seinem Staate heilsam ist. Der Gesandte ist vorzüglich verantwortlich für seine Reden, denn wofür könnte er es anders sein, da er weder über Kriegsschiffe und Festungen noch über Heere gebieten kann; aber Reden und Zeit sind in seine Gewalt gegeben. Wer wichtige Angelegenheiten zu verwalten unternimmt, muss nicht bloss zur Hälfte und am Anfang redlich sein, sondern ganz und immer und in jeder Beziehung. Ja ein Gesandter und Verwalter der Staatsangelegenheiten muss eine rechtliche Gesinnung haben und ein hohes Selbstgefühl für seinen Staat.

Nach der Auseinandersetzung dieser für jeden Gesandten und Staatsmann unabweisbaren Pflichten prüft und schildert Demosthenes das Betragen des Äschines vor, während und nach der Gesandtschaft, zeigt sein rohes, ja grausames Betragen gegen eine freie Frau; er beweist, wie derselbe sich vorher als einen heftigen Gegner Philipps ankündigte, dann aber durch Winkelzüge aller Art als ein Bestochener zu dessen Gunsten wirkte, die Athener durch falsche Berichte täuschte, der Aufnahme der Bundesgenossen in den Friedensschluss sich widersetzte, den schlechten Frieden empfahl, die Zeit verschwendete, die Phokier und Thrakier an Philipp verrieth und dadurch den Ruhm und das Wohl Athens preisgab. Denn Äschines allein mahnte und drängte, man solle den Philipp als Amphiktyonen anerkennen; er

hat den schimpflichen Vorwurf der Bestechung, der ihm oft und öffentlich gemacht wurde, nie widerlegt und entschuldigt, und sein einziger Beweis dagegen war nur immer: Wer kann mir beweisen, dass ich Geschenke annahm? während die Thatsachen und sein, man weiss nicht woher sonst erlangtes, Vermögen laut genug die Anklage bekräftigten. Seine Reden, als er von Philipp zurückkehrte, und seine Versprechungen stützten sich entweder darauf, dass er sie wirklich so vom Könige vernommen hatte, oder darauf, dass er durch das herablassende Betragen desselben bezaubert und überlistet nur zu der Hoffnung verleitet worden sei, dass Solches geschehen werde. In beiden Fällen musste Äschines also den König ärger als irgend einen anderen Menschen hassen, weil er im guten Vertrauen auf denselben euch, Athener, betrog und zu falschen Massregeln verleitete. Aber wer hat von ihm je eine Sylbe eines Vorwurfes gegen Philipp vernommen? Deswegen müsse Äschines gestraft werden nicht als Privatmann, sondern weil er als Gesandter und für Geld absichtlich betrogen habe.

Dabei entschuldigt sich Demosthenes, dass er als Ankläger auftrete, da er doch der Geschäftsgenosse desselben gewesen sei; aber er habe keine andere Wahl gehabt, denn als Ankläger sich zu erheben oder als Theilnehmer an den verübten Vergehungen zu erscheinen. Ich thue Dieses, sagt er, nicht um Geld zu erpressen, denn sonst wäre es mir vortheilhafter gewesen, statt etwas zu erbetteln, von Philipp Geld anzunehmen, der viel gibt, wie diese Leute wohl wissen. Wie? Ich, der ich mit vielem Gelde aus eigenen Mitteln Gefangene loskaufte, sollte ein so geringes Geld auf entehrende und gehässige Weise zu erhaschen suchen? —

Dann wendet er sich an die Richter und ermahnt sie, sich aus der bisherigen Schlaffheit aufzuraffen und endlich einmal das Wohl des Vaterlandes zu bedenken. Entscheidet, ruft er ihnen zu, heute nicht bloss nach dem Recht über diese Leute, sondern bestimmt auch gesetzlich, ob in Zukunft alle Gesandte für Geld auf schändliche Weise zum Vortheile der Feinde handeln oder uneigennützig für euer Bestes wirken sollen.

Es ist doch arg und unwürdig, dass die an Philipp Verkauften meinen, er werde alles hier Verhandelte so genau wissen, als sei er gegenwärtig, und dass er nur Die für seine Freunde halte, die zu seinem Besten arbeiten, während Diejenigen preisgegeben werden, welche das Wohl des Vaterlandes im Auge haben. — Darauf ermahnt er sie, gerecht zu richten und sich nicht durch Bitten zu einer verderblichen Milde verleiten zu lassen. Obgleich geheim abgestimmt wird, bleiben doch die gegebenen Stimmen den Göttern nicht unbekannt; kein Angeklagter soll nach dem Willen des Gesetzgebers wissen, wer von euch ihm zu Gunsten gestimmt hat, und nur die Götter sollen wissen und der über die Menschen waltende Schutzgeist, wer ungerecht gestimmt hat. Deswegen ist es besser, durch gerechte und pflichtgemässe Entscheidung sich und seinen Kindern das Wohlwollen derselben zu erwerben, als diesen Leuten eine unsichtbare und ihnen nicht kund werdende Begünstigung zu erweisen. Nicht Philipp ist so sehr zu fürchten; aber Dies macht mir bange, wenn Diejenigen bei euch ungestraft bleiben, welche ihm hier gegen Lohn dienen, die läugnen, dass sie seine Sache betreiben, und bei euch Gehör finden. Die dem Staate Schlimmes bereiten, pflegen Geld auszu-

theilen, und die mit denselben zusammenhalten, nehmen es an und schützen die Bestochenen. Wenn ihr einen wackeren und für euer Bestes besorgten Mann mit gewaltiger Kraft der Rede oder mit einer wohltönenden Stimme oder sonst einem solchen Vorzuge begabt seht, so mögt ihr euch darüber freuen und ihr Alle bei ihm Dies weiter auszubilden suchen; wenn ihr aber bei einem bestechlichen und nichtswürdigen Menschen so etwas bemerkt, so müsst ihr ihn von euch slossen und ihn nicht hören. Denn die Nichtswürdigkeit bringt dem Staate Nachtheil, besonders wenn sie den Ruf einer gewissen Macht erlangt. Bedenkt, in welche Lage der Staat durch Äschines versetzt ward, der eines ansehnlichen Rufes genießt.

Die Vertheidigung des Äschines auf so schwere und gegründete Beschuldigungen zeigt ganz den geschickten Redekünstler, welcher bei Nebendingen, die gar nicht zur Hauptsache gehören, lange verweilt, um die Aufmerksamkeit von dieser abzulenken; der den Beschuldigungen andere Beschuldigungen aber ohne Beweise entgegensetzt, das Eine und Geringe halb zugesteht und das Wichtigste ganz übergeht oder geradezu läugnet und die Beweise und Erzählungen des Gegners einfach verneint oder denselben Anderes entgegenhält und dabei häufig wie ein ächter Lügner sich widerspricht, der nicht mehr weiss, was er gesagt hat. So entschuldigt er die freche Behandlung einer Freien als eine in der Trunkenheit verübte Misshandlung, und später sagt er, die ganze Erzählung sei eine von Demosthenes erdichtete Lüge.

Dessen Vorwürfen und Beweisen wegen der Bestechung entgegnet Äschines mit dem ungeheuren Worte: Er dem

alle Glieder seines Körpers selbst das Organ der Stimme feil sind, er wagt es, Unwillen und Abscheu gegen Bestechungen zu äussern! — Aber er kann diesen Vorwurf nicht beweisen, eben so wenig weiss er auf die Anklage zu erwidern, er habe in Arkadien gegen Philipp gesprochen und später die Rolle gewechselt, sondern er sagt dagegen nur: Demosthenes ist selbst sklavisch gesinnt und ein beinahe gebrandmarkter Ueberläufer. Dagegen schildert Äschines das linkische Benehmen des Demosthenes bei Philipp ausführlich, nennt ihn stolz und herrisch gegen die übrigen Mitgesandten und hält sich geflissentlich bei der ersten Gesandtschaft auf, um zu beweisen, dass Demosthenes und Philokrates den Frieden am Eifrigsten berathen und die Bundesgenossen ausgeschlossen haben. Ueber die von Philipp erhaltenen Geschenke schweigt er ganz, und über das Unglück der Phokier, welches ihm Demosthenes Schuld gibt, geht er schnell mit den Worten weg: Ich will mich im Wesentlichen kurz fassen und dann schliessen; das Glück und Philipp geboten über den Erfolg, mir standen nur das Wohlwollen zu euch und Worte zu Gebot. Ich sprach, was recht und euch zuträglich war; der Ausgang aber war nicht nach unseren Wünschen, sondern den Anstalten des Königs entsprechend.

Später sagt er sogar, Demosthenes sei an diesem Unglück Schuld, seine Verrätherei und Thätigkeit für die Sache der Thebaner. Eine offenbare Lüge schleudert er gegen Demosthenes, da er behauptet, als habe ihn dieser wegen der zweiten Gesandtschaft Lobsprüche ertheilt, und er vermischt Früheres und Späteres so täuschend, dass sich der Leser kaum zurecht finden kann. Was er über die Ver-

sprechungen Philipps gesagt haben solle, schiebt er auf die öffentliche Meinung: Habt ihr nicht Alle erwartet, dass Philipp die Thebaner demüthigen werde, da er ihren Uebermuth kannte, und weil er die Macht treuloser Menschen nicht zu seinem eigenen Nachtheile zu vergrössern geneigt sein werde?

Äschines gesteht endlich selbst zu, der allgemeine Ruf behaupte, er sei bestochen; doch will und kann er es nicht widerlegen. Dann geht er auf seine Privatverhältnisse über, welche auf die Anklage gar keine Beziehung haben, und will das Mitleid erregen, da er leider mit einem Menschen zusammengerathen sei, der immer lüge. Diesem fügt er noch bei: Wenn es irgend ein Laster unter den Menschen gibt und ich nicht dardurch kann, dass Demosthenes sich darin auszeichnet, so will ich mich des Todes würdig erklären! Und doch bringt er keinen, gar keinen Beweis für diese arge Behauptung vor, geht schnell auf Anderes über und entschuldigt seine Anwesenheit im Lager Philipps bei dem Siegesfeste mit den Worten: Wenn ich, da unser Vaterland aufrecht stand und die Bürger kein öffentliches Unglück litten, nebst den anderen Mitgesandten den Siegesgesang mitsang, als der Gottheit Anbetung gezollt wurde, da handelte ich fromm und nicht unrecht.

Darauf häuft er Anklagen auf Anklagen gegen Demosthenes, beschwert sich — ganz gegen die Wahrheit — dass man ihn als Bürgen für Philipp und den Frieden, und nicht als Gesandten anklage, und schliesst: Um mit mir euch anzuflehen sind erschienen mein Vater, dessen Alters Hoffnung ihr ihm nicht entreissen sollet; meine Brüder, die getrennt von mir nicht leben möchten; die mit mir Ver-

schwägerten und die kleinen Kinder hier, welche ihre Gefahren noch nicht ahnen, des Mitleids würdig, wenn uns ein ungünstiges Loos treffen sollte. Um ihrerwillen bitte und flehe ich, dass ihr denselben euere volle Theilnahme zuwendet und sie nicht meinen Feinden noch einem unmännlichen und gleich einem Weibe leidenschaftlichen Menschen preisgeben wollet. Ich bitte aber und flehe um Rettung vor Allen zu den Göttern und dann zu euch, die ihr über mein Loos zu entscheiden habt, vor welchen ich mich gegen jeden der Anklagpunkte, so viel mir wenigstens im Gedächtnisse ist, vertheidigt habe. Ich bitte, ihr wollet mich retten und mich nicht diesem Klätscher und elenden Skythen überliefern.

Mit solchen Mitteln und auf solche Weise suchte sich Äschines vor der Mit- und Nachwelt zu vertheidigen. Dass es ihm aber nicht gelungen ist, die schweren Vorwürfe von sich abzuwälzen, sieht jeder Unbefangene ein. Seine ganze Vertheidigung ist ein Muster glänzender Schaurede voll List und Trug. Ob beide Reden gehalten wurden, ist nicht gewiss, vielmehr erhellt aus anderen in der Folge wirklich gehaltenen Reden der beiden Gegner, dass dieselben nur geschrieben wurden, weil Keiner von dem Gange und der Entscheidung dieser Sache etwas sagt, sondern Jeder vielmehr dieselbe Angelegenheit später wie eine noch unentschiedene behandelt und öffentlich vorbringt, und Äschines in einer späteren Anklage seinen Sieg in dieser Sache nicht würde verschwiegen, sondern sich vielmehr darauf berufen und gestützt haben, wenn er ihn errungen hätte.

Viertes Kapitel.

Während dieser inneren Zwiste in Athen erweiterte und befestigte Philipp von Makedonien seine Macht im Norden, richtete aber seine Augen zugleich auf Hellas und insbesondere auf den Peloponnes, wo Sparta vom Neuen sein früheres Uebergewicht zu erringen suchte. Dagegen erhoben sich Argos und Messene und suchten Schutz bei Philipp. Athen erkannte die daraus für ganz Hellas entspringende Gefahr und trachtete die Messenier und Argiver von der verhängnissvollen Verbindung mit Makedonien abzu ziehen und den Frieden auf der Halbinsel zu erhalten, damit Philipp keinen Vorwand zum Einschreiten und zur Unterstützung seiner Schützlinge bekäme. Deswegen wurde eine Gesandtschaft an sie abgeschickt, bei welcher auch Demosthenes war, der den Messeniern das Gefahrvolle ihrer Lage zeigte. Da sprach er unter Anderem:

„Mit welchem Unwillen, Messenier, würden nicht die Olynthier jedes tadelnde Wort gegen Philipp damals vernommen haben, als er ihnen das nahe gelegene Anthemus überliess, nach dessen Besitz alle Makedonischen Könige getrachtet hatten, und ihnen Potidäa schenkte, nachdem er die Athenischen Ansiedler daraus vertrieben hatte, sich freiwillig mit unserem Hasse belastete und Jenen das Land zur Benützung schenkte? Glaubt ihr wohl, dass sie damals ahneten, es werde ihnen später so ergehen, wie es ihnen wirklich ergangen ist; oder dass sie es würden Dem geglaubt haben, der es ihnen vorher gesagt hätte? Gleichwohl hatten sie nur kurze Zeit das fremde Gebiet benützt, als sie des ihrigen auf lange beraubt und auf schändliche Weise daraus

vertrieben wurden, nicht bloss besiegt sondern von ihren eigenen Mitbürgern verrathen und verkauft. Denn niemals ist freien Staaten der vertrauliche Bund mit Tyrannen ohne Gefahr.

Und wie erging es den Thessaliern? Meint ihr etwa, dass sie ahneten, er werde, als er ihnen die Tyrannen vertrieb, in der Folge selbst nach Willkür über sie schalten? Gewiss nicht. Und doch ist es geschehen, wie Jedermann weiss. Ihr seht also wohl, auf welche Weise Philipp Geschenke und Verheissungen spendete. Wenn ihr aber weise seid, so betet zu den Göttern, dass ihr nicht auch erfahret, wie er euch listig getäuscht und hintergangen hat. Mancherlei ist erfunden worden, um Städte zu schützen und zu vertheidigen: als Wälle, Mauern, Gräben und dergleichen; alle diese Dinge sind von Menschenhand und mit Aufwand verbunden. Aber kluge Menschen besitzen ein gemeinsames Schutzmittel ihrer Natur nach in sich selbst, was Allen nützlich und heilsam ist, vorzüglich den freien Staaten gegen die Tyrannei. Was ist Dieses? Die misstrauische Vorsicht. Diese bewahret, diese haltet fest; so lange ihr diese habt, wird euch nichts Arges widerfahren.“

So sprach Demosthenes, und die Anwesenden erklärten durch rauschenden Beifall, dass er recht habe. Hierauf hörten sie auch noch die Reden der anderen Gesandten; aber sie konnten sich von der Freundschaft mit Philipp und seinen Versprechungen nicht mehr losmachen. Dieser suchte vielmehr seinen Einfluss auf der Halbinsel zu erweitern, und da ihm Athen entgegenwirkte, schickte er Gesandte und beklagte sich, dass ihn die Stadt ohne Grund bei den Hellenen verläumde, als übe er Täuschung, da er doch nichts

versprochen und in keiner Sache geläuscht habe. Zugleich mit seinen Gesandten erschienen auch die der Messenier und Argiver klagend, dass Athen die Lakedämonier, die Unterdrücker des Peloponneses, gegen sie begünstige. Sie, die immer vor Sparta Fürchtenden, waren bange, ihre wiedererlangte Freiheit an die stolze Stadt zu verlieren; aber Athen sah aus der Verbindung der Messenier mit Makedonien den Untergang aller Hellenen und ermahnte deswegen die Streitenden wiederholt zum Frieden. Demosthenes aber schilderte die Plane des Königs mit überzeugenden Worten, und damals wahrscheinlich war es, dass er gegen den beredtesten der Gesandten Philipps, gegen den Byzantiner Python, einen schönen Sieg errang. Denn als dieser sich in wortreichen Schmähungen gegen Athen ergoss und zu beweisen suchte, die Stadt handle ungerecht, widersprach ihm Demosthenes, vertheidigte das Benehmen und die Rechte Athens und zeigte das ungerechte Verfahren des Königs dagegen so klar, dass selbst die Abgeordneten die Wahrheit des Gesagten eingestehen mussten.

Von dieser Art ist denn auch der Inhalt der folgenden zweiten Philippischen Rede, welche zugleich heftigen Tadel gegen die Athener enthält, weil sie trotz aller Gewaltthaten Philipps noch nicht zur Erkenntniss seiner Plane gekommen seien und ihm keinen Widerstand thun. Denn offenbar strebe er nach dem Verderben der Stadt und begünstige jetzt die Argiver und Messenier nur aus Eigennutz und aus Hass gegen Athen, wie er früher die Thebaner begünstigt habe, um sich ihrer Unterstützung bei der Gründung seiner Herrschaft über Hellas zu versichern.

Wohl klagen alle Redner über Philipp, sagt Demosthenes,

er habe den Frieden gebrochen, und sie rathen euch das Nöthige und Nützliche; doch geschieht Nichts von dem, was geschehen sollte, und so wird zwar offenbar, dass derselbe alle Hellenen zu verderben sucht; aber es wird auch immer schwerer zu rathen, was denn dagegen gethan werden müsse. Der Grund davon ist: dass wir wohl immer die Gewaltthaten Philipps besprechen, uns aber scheuen, irgend einen kräftigen Vorschlag zu thun aus Furcht, euch verhasst zu werden. Ja ihr wisst das Rechte auszusprechen und aufzufassen, seid aber dabei unthätig im höchsten Grade, wenn es gilt, denselben in der Ausführung seiner Entwürfe zu hindern. Wir thun Nichts, und so geschieht denn, was der Sache gemäss ist: Jedem gelingt Das am Besten, was er am Eifrigsten betreibt, ihm das Handeln, euch das Reden.

Wollt ihr nun euere Lage verbessern, so müssen Redner und Zuhörer das Nützlichste und Heilsamste dem Leichtesten und Angenehmsten vorziehen. Es gibt wohl Leute unter euch, die bei allen Unternehmungen Philipps noch guten Muthes sind und meinen, der Stadt bringe Dies keine Gefahr und seine Rüstungen gelten nicht euch; ich aber glaube das Gegentheil und bitte euch, die Gründe dafür anzuhören, damit ihr mir folget, wenn ich die Zukunft richtiger beurtheile, ausserdem aber jenen vertrauensvollen Männern euch zuwendet.

Zuerst nun hat sich Philipp nach dem Frieden der Thermopylen und der Phokischen Sache bemächtigt. Welchen Gebrauch hat er davon gemacht? Er that vorsätzlich Alles, was den Thebanern nützlich war, nicht aber uns. Warum? Weil ihn die Habsucht und die Herrschbegierde treibt, Friede, Ruhe und Gerechtigkeit ihm aber gleichgiltig sind. Er sah

ein, er könne uns keine so grossen Vortheile bieten, um ihm zu Liebe einige der griechischen Städte preiszugeben, sondern dass ihr euch ihm vielmehr bei jedem Unternehmen dieser Art gerade so widersetzen würdet, als wenn ihr schon im Kriege mit ihm begriffen wäret. Von den Thebanern hingegen glaube er ganz richtig, wie Dies die Erfahrung gezeigt hat, sie würden ihn für die erhaltenen Vortheile in allem Uebrigen nach Belieben schalten lassen, ja ihm sogar beistehen. In derselben Erwartung erzeugt er auch den Messeniern und Argivern Wohlthaten. Für euch aber ist Dies der schönste Lobspruch, er hält euch für unfähig, um irgend eines Vortheiles willen die Rechte der Hellenen preiszugeben und euer Wohlwollen gegen sie irgend einer Gunst oder einem Vortheile aufzuopfern.

So handelten auch euere Vorfahren, aber nicht die der Thebaner und Argiver, und er weiss, dass Beide ohne Rücksicht auf das gemeinsame Wohl der Hellenen nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht sein werden. Er glaube nun, wenn er euch auch zu Freunden gewänne, doch nur in gerechten Dingen auf euch rechnen zu dürfen, an Jenen aber Gehilfen seiner Habsucht zu finden. Deswegen gab er damals wie jetzt Jenen den Vorzug vor euch.

Aber bei Gott, sagt da Einer, Philipp hat damals so gehandelt, weil die Thebaner gerechtere Forderungen hatten, als wir! Doch gerade diesen Grund darf er jetzt nicht anführen, denn wie kann Der, welcher den Lakedämoniern auf Messene Verzicht zu thun gebietet, die Uebergabe von Orchomenos und Koronea an die Thebaner damit rechtfertigen, als habe er es so für gerecht gefunden? (da sie gar kein Recht darauf hatten?) Aber er ward ja so zu handeln

gezwungen! Das ist eine schöne Behauptung. Nun ist er, sagt man, misstrauisch gegen die Thebaner gesinnt und will Elatea gegen sie befestigen. Ja er wird wollen und bei dem Wollen wird es bleiben. Aber einen Ueberfall gegen die Lakedämonier hat er in Verbindung mit den Argivern und Messeniern nicht bloss im Sinne, sondern er schickt deswegen schon seine Söldner und Gelder hin und steht selbst mit einer grossen Macht zum Aufbruch bereit.

Wie? die Lakedämonier, die Feinde der Thebaner, richtet er zu Grunde; die Phokier aber, die er vormals selbst zu Grunde gerichtet hat, sollte er jetzt retten wollen? Wer möchte Dies glauben?... Aus Allem geht offenbar hervor, dass alle seine Plane gegen unsere Stadt gerichtet sind. Und dazu ist er gewissermassen genöthigt, bedenkt es nur selbst. Er will herrschen und stösst dabei auf keinen anderen Gegner, als auf euch. Er übervortheilt euch schon seit langer Zeit und weiss Dieses selbst recht gut: denn der Besitz eueres Eigenthums sichert ihm das Uebrige. Auch weiss er, dass ihr Dies selbst bemerkt, und er muss also glauben, dass ihr ihn mit vollem Rechte hasst. Dies reizt ihn aber auf, weil er bei der ersten Gelegenheit Rache von euch fürchtet, wenn er euch nicht selbst zuvorkommt. Deshalb ist er wachsam und belauert uns, und schmeichelt um uns zu schaden einigen Thebanern und den mit Diesen gleichgesinnten Peloponnesiern, weil er glaubt, ihr Eigennutz werde sich mit dem gegenwärtigen Zustande begnügen und ihre Einfalt sie gegen das Zukünftige blind machen.

Doch das ist freilich kein Wunder, wenn Messenier und einige Peloponnesier gegen ihre besseren Einsichten handeln; aber darüber muss man sich wundern, dass ihr bei euerer

Einsicht und den Warnungen Derer, die euch Philipps listige Anschläge klar auseinander setzen, doch nichts dagegen thut und so unvermerkt in seine Fallstricke gerathet. So viel mehr vermag der augenblickliche Genuss und die Bequemlichkeit, als die Vorstellung von Dem, was euch künftig nützen wird.

Darauf zeigt Demosthenes, welche Antwort — nämlich eine beschwerende *) — sie dem Philipp geben, und wie sie jene nichtswürdigen Bürger zur Rechenschaft ziehen sollen, welche durch die grosssprecherischen und nichtigen Verheissungen, die sie von dem Könige mitbrachten, die Stadt getäuscht und zu einem schmähhlichen Friedensschluss verleitet haben, der um so schmähhlicher sei, da er auch die Nachkommen dazu verbinde. Dann fährt er fort: Einst, ja einst werdet ihr doch von Zorn und Unwillen ergriffen werden, wenn es euch nicht mehr frei steht, die Ereignisse unbeachtet zu lassen, wenn ihr nicht mehr von mir oder anderen Rednern hören werdet, dass Philipps Rüstungen euch gelten, sondern wenn ihr Dies selbst sehet und erkennet. Doch auch dann werden die Athener ihren Zorn wieder nicht an den Schuldigen — den von Philipp bestochenen Gesandten —, sondern an Jenen auslassen, die ihnen zunächst in die Hände fallen. Darum solle sich Jeder immer an Die erinnern, welche riethen, die Phokier und die Thermopylen aufzugeben, wodurch Philipp Meister der Strasse nach Attika und nach dem Peloponnes geworden sei, seit welcher Zeit die Stadt gar nicht mehr frei von Sorgen sein könne.

*) So sagt der Verfasser des Art. Demosthenes in Pauly's Real-Encyclopädie. Bd. II. S. 965.

Das, schliesst er, ist nun hinreichend zur Erinnerung; nie aber, ihr Götter! nie möge die Zeit kommen, da dies Alles eintrifft! Denn ich wünsche nicht, dass irgend Jemand, wenn er auch den Untergang noch so sehr verdient hat, sein Recht erleide mit dem Schaden Aller.

Fünftes Kapitel.

So sprach Demosthenes, so klagte und mahnte er; aber vergebens. Indessen mehrten sich die Klagen Athens gegen Philipp, besonders als er das kleine Eiland Halonnes im Ägäischen Meere südlich von der Chalkidischen Halbinsel, früher ein Eigenthum der Athener, später von Seeräubern besetzt, an sich brachte. Eine Gesandtschaft an ihn zur Herausgabe der Insel bewirkte nichts; dann schickte er selbst Gesandte nach Athen, um sich wegen der ihm gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen und die streitigen Gegenstände durch einen richterlichen Spruch entscheiden zu lassen. Er behauptete die Rechtmässigkeit seines Besitzes von Halonnes, erbot sich aber doch zur Herausgabe; die Athener wollten sie jedoch nicht als Geschenk annehmen. Zugleich beantragte er einen Handelsvertrag, aber mit bedeutenden Vorrechten für sich gegen die Würde Athens; er bot sich an, in Gemeinschaft mit der Stadt über die Sicherheit des Meeres zu wachen, zuverlässig in der Absicht, um auf diese Weise allmählich die Herrschaft zur See zu gewinnen. Unter solchen Umständen konnte denn unmöglich eine Verständigung erfolgen, und das Misstrauen der Athener wuchs fort und fort, besonders erregte die immer weiter sich ausdehnende Anmassung Philipps zur See

und seine gesteigerte Macht in Thessalien und die Willkürherrschaft im Thrakischen Chersones allgemeine Unzufriedenheit.

Diese Halbinsel, zur Zeit des Peisistratus von Athen besetzt, für dessen Handel von grosser Wichtigkeit, da sie die Schifffahrt nach dem schwarzen Meere sicherte und den Athenern bald einen grossen Einfluss auf Thrakien öffnete, war für die Stadt durch den Peloponnesischen Krieg verloren gegangen, und alle Versuche sie wieder zu erobern blieben vergeblich, bis der König Kersobleptes durch innere Zwistigkeiten veranlasst sie den Athenern übergab mit Ausnahme von Kardia. Auch von Philipp wurden sie als die Besitzer jenes Landes anerkannt und sie schickten dann bewaffnete Bürger als Pflanzer oder vielmehr als Beobachtungsheer mit dem Feldherrn Diopeithes zu Schutz und Trutz nach dem Chersones. Dieser wurde jedoch bald in Gränzstreitigkeiten mit den Bewohnern von Kardia verwickelt, worauf sie den Philipp zu Hilfe riefen. Allein da er im Kriege mit den Odrysen begriffen war, bemächtigte sich Diopeithes, seine Macht immer weiter ausbreitend, auch Thrakischer Städte, welche bereits den Makedoniern gehörten, und führte Beute und Gefangene mit sich fort. Jetzt eilte Philipp herbei; da sich aber Diopeithes in das Innere des Landes zurückzog, schickte derselbe Boten nach Athen, klagte ihren Feldherrn des Friedensbruches an und forderte, dass die Kardianer in ihrem Besitze nicht beunruhigt und die Streitpunkte durch eine rechtliche Untersuchung entschieden würden.

Auf Dieses missbilligten alle Anhänger Philipps in Athen und Alle, die aus Hang zur Unthätigkeit den Frieden liebten, das Betragen des Diopeithes, nannten ihn einen Frie-

densstörer und klagten ihn zugleich an, dass er auch von einigen Städten Asiens Geld erpresst habe; deswegen solle man ihn zurückrufen und sein Heer auflösen. Allein gerade dadurch hätte Athen seinen Einfluss in jener Gegend ganz verloren und Philipp konnte sich dann ungehindert weiter ausbreiten. Dieses hatte Demosthenes schon längst erkannt, und vorzüglich auf sein Drängen war dort ein Heer aufgestellt und Athens Macht gestärkt worden; jetzt sollte man Alles leichtsinnig opfern, um Makedoniens Uebergewicht zu fördern!

Diese Plane seiner Gegner zu vereiteln, trat er denn als Vertheidiger des Diopeithes oder eigentlich des Chersoneses auf und zeigte, dass es sich hier weniger um den Feldherrn, als um die Rettung der Halbinsel und die Einschränkung Philipps handele; die Klagen über das Verfahren des Diopeithes seien nicht so wichtig, als die Aufmerksamkeit auf die Lage des Landes, die Gesinnungen und Thaten des Königs, aus denen klar hervorgehe, dass er und nicht Diopeithes den Frieden gebrochen habe: jenes letzte Bollwerk gegen die Makedonische Macht dürfe man nicht aufgeben. Vom Neuen sucht er die Athener auf ihren wahren Vortheil aufmerksam zu machen und ruft ihnen im Namen von ganz Hellas zu, das gemeinsame Beste, die allgemeine Freiheit gegen die Fremdherrschaft zu wahren.

Die Redner, sagt er, lassen sich gewöhnlich durch Gunst oder Feindschaft leiten, was nicht sein sollte; so sind denn jetzt die Zustände im Chersones und der Feldzug, den Philipp schon seit eilf Monaten nach Thrakien unternommen hat, der Gegenstand ernster Berathung, aber die meisten Redner behandeln Das, was Diopeithes thut und beabsichtigt.

Ich glaube, über Diesen könnt ihr zu jeder Zeit eine Untersuchung anstellen; dagegen bedarf es einer schnellen Entschliessung und Rüstung gegen Philipp, der jetzt mit einer ansehnlichen Macht am Hellesponte steht und uns schnell zu entreissen strebt, was wir nicht mehr retten können, wenn einmal der rechte Zeitpunkt versäumt ist. Dabei wundere ich mich, dass Einige sagen, man müsse entschieden entweder auf Krieg oder auf Frieden antragen: es ist uns ja gar keine Wahl bei der Sache gelassen, als Demjenigen Widerstand zu thun, der uns bekriegt. Man müsste nur behaupten, Philipp führe mit uns noch keinen Krieg, so lange er sich von Attika und unserer Stadt fern hält. Wie? Wir sollen ihm alles Andere gestatten, wenn er nur von Attika fern bleibt, und Diopeithes soll nicht einmal den Thrakiern Hilfe leisten dürfen, ohne dass wir ihn beschuldigen, er erzeuge Krieg? Ja, sagt da Einer, sie haben Unrecht, aber es ist doch arg, wie die Söldner am Hellesponte plündern und Diopeithes Schiffe wegnimmt. Man darf ihm Dies nicht gestatten. Gut, man thue Das, ich habe nichts dagegen; aber wenn man wirklich streng gerecht sein will und die Kriegsmacht unserer Stadt auflöst, so muss man zeigen, dass Philipp sein Heer dort ebenfalls auflöst, wenn man ihm hierin nachgibt. Geschieht Dieses aber nicht, dann seid überzeugt, dass wir in eine solche Lage kommen, durch welche schon früher Alles für uns zu Grunde ging.

Denn Philipp hat ja gerade dadurch das Uebergewicht über uns erlangt, dass er immer bei Allem der Erste war. — Wer immer eine Macht um sich hat und was er thun will voraus weiss, der erscheint plötzlich Dem gegenüber, den er angreifen will. Wir aber gerathen erst in Bewegung

und rüsten uns, wenn wir erfahren haben, dass etwas vorgeht. Daher kann er sich ganz ruhig einer Sache bemächtigen, wir aber kommen zu spät, machen umsonst Aufwand und verrathen nur unsere feindselige Gesinnung und die Absicht, ihn aufzuhalten, und ziehen uns durch unser verspätetes Handeln nur Schande zu. Wisset, Athener, Alles was man jetzt vorbringt sind leere Reden und Vorwände, der eigentliche Zweck des Thuns und Treibens aber ist dieser: Man will, wir sollen ruhig daheim bleiben, auswärts keine Kriegsmacht haben; Philipp aber soll Alles in grössster Ruhe vollbringen, was er nur will.

Hierauf zeigt der Redner, dass Philipp schon mit einer ansehnlichen Macht in Thrakien stehe und diese noch immer verstärke, weshalb Byzanz bald in Gefahr gerathen werde, das man retten müsse. Dann fährt er fort: Auch Das ist noch gar nicht ausgemacht für uns, dass er nicht nach dem Chersones kommen werde. Denn nach dem Briefe zu urtheilen, den er an euch geschrieben hat, ist er entschlossen, die Ansiedler zu züchtigen. Wenn also jenes Heer beisammen bleibt, so kann es dem Lande zu Hilfe kommen und ihn selbst in dem seinigen beunruhigen; ist es aber einmal aufgelöst, was sollen wir dann thun, wenn er einen Angriff auf den Chersones macht? „Wir werden ihnen von hier aus zu Hilfe kommen.“ Wenn wir Dies aber der Winde wegen nicht können? „Aber bei Gott! er wird nicht kommen.“ Wer bürgt uns denn dafür? Sehet und bedenkt, in welcher Jahreszeit man euch räth, den Hellespont zu entblößen und dem Philipp preiszugeben! Wie nun, wenn er sogar aus Thrakien aufbräche und nicht nach dem Chersones, nicht nach Byzanz, sondern nach Chalkis — auf

Euböa zöge oder gar Megara in unserer Nähe angriffe: wird es dann besser sein, ihn von hier abzuwehren und den Krieg bis an die Gränzen von Attika vorrücken zu lassen, oder ihn dort in der Ferne zu beschäftigen? Ich denke doch wohl das Letztere.

Wenn ihr Dieses wisst und bedenkt, so dürft ihr wahrlich die Kriegsmacht, welche Diopeithes dem Staate verschaffen will, nicht verläumdern und auflösen, vielmehr müsst ihr ausserdem noch eine andere herbeischaffen und ihn mit Geld und auf andere Weise freundlich unterstützen. Offenbar will Philipp ihn und sein Heer vernichten, eben deshalb muss die Stadt sie erhalten. Lasst mich freimüthig untersuchen, was wir thun, wie wir gegen uns selbst handeln. Wir wollen keine Geldbeiträge geben, eben so wenig mögen wir uns entschliessen, selbst ins Feld zu ziehen, noch wollen wir uns der öffentlichen Gelder enthalten; wir geben dem Diopeithes keinen Sold, und statt ihn zu loben, dass er sich selbst Mittel schafft, lästern wir auf ihn und spähen, was er thun wird, und dergleichen mehr. So gesinnt wollen wir unsere eigene Sache nicht betreiben, sondern loben zwar mit Worten Diejenigen, welche der Würde des Staates gemäss sprechen, aber wenn es zum Handeln kommt, halten wir mit den Gegnern zusammen.

Ihr pflegt jedesmal den auftretenden Redner zu fragen: Was sollen wir denn thun? Ich aber will euch fragen: Was soll man sagen? Denn wenn ihr weder Geldbeiträge zahlt, noch selbst ins Feld ausrückt, noch der Staatsgelder schont, noch dem Diopeithes seinen Sold gebt, ja ihn nicht einmal die Mittel ruhig benutzen lasset, die er sich selbst verschafft, und wenn ihr euere Angelegenheiten nicht selbst

betreiben wollt: so weiss ich in der That nicht, was ich sagen soll.

Was hieraus entstehen kann, will ich freimüthig sagen, kaum würde ich auch anders zu sprechen vermögen. — Darauf vertheidigt Demosthenes den Diopeithes gegen die ihm gemachten Vorwürfe und zeigt, dass die bestochenen Redner Ursache seien, dass man in den Versammlungen gegen einander und gegen die Bundesgenossen hart, in der Kriegsrüstung aber nachlässig sei. — Ja durch demagogische Künste und übermässige Gefälligkeit haben sie es so weit gebracht, dass ihr in den Versammlungen mit eueren verzärtelten Ohren nichts anhören wollt, als was euch angenehm schmeichelt, indessen ihr in Hinsicht der Staatsangelegenheiten von den äussersten Gefahren bedroht seid...

Wie, wenn die Hellenen Rechenschaft von euch verlangten über die versäumten günstigen Gelegenheiten und also zu euch sprächen: Ihr Männer von Athen schickt wiederholt Gesandte an uns und sagt, Philipp stelle uns und allen Hellenen nach, wir sollen deshalb ein wachsames Auge auf ihn haben und dergleichen; dennoch habt ihr, o ihr Erbärmlichen, während seiner zehnmonatlichen Abwesenheit, während Kälte, Krankheit und Krieg ihn zurückhielten, dass er kaum wieder heimkehren konnte, weder Euböa befreit, noch etwas von dem Eurigen gerettet: er hingegen hat in dieser Zeit, da ihr müssig daheim bliebet und euch einer guten Gesundheit erfreutet — wenn man Leute gesund nennen kann die so handeln — zwei Tyrannen in Euböa eingesetzt, den Einen Attika gegenüber in drohender feindlicher Stellung, den Anderen auf Skiathos, und ihr habt es geschehen lassen und klar an den Tag gelegt, dass ihr

euch nicht einmal regen würdet, wenn Philipp auch zehnmal sterben würde. Warum schickt ihr also Gesandte, erhebt Klagen und belästigt uns? — Wenn die Hellenen so sprächen, was wollten wir denn sagen? Weil denn nun immer Einige den auftretenden Redner dadurch ausser Fassung zu bringen glauben, wenn sie ihn fragen: Was muss man denn also thun? so will ich ihnen nach Recht und Wahrheit antworten: Nicht Das sollt ihr thun, was ihr jetzt thut. Doch will ich auf das Einzelne eingehen. Mögen sie nur eben so zum Handeln willig sein wie zum Fragen.

Dann zeigt er, wie bei Allen die Ueberzeugung fest stehen müsse, Philipp bekriege die Stadt und habe den Frieden gebrochen und belauere nichts mehr als die Verfassung Athens; man müsse ihn für den unversöhnlichsten Feind halten, dem nicht um die Armseligkeiten Thrakiens, sondern um die Häfen, Schiffe und Silbergruben Athens zu thun sei. Um diese in seine Gewalt zu bekommen, bemühe er sich um Thrakien und um alles Andere. Deswegen müsse man den überschwenglichen und heillosen Leichtsinn ablegen, Geld beisteuern, die Bundesgenossen dazu auffordern und für das Zusammenbleiben der vorhandenen Kriegsmacht sorgen: denn mit einem zusammengerafften Heere könne man das Erforderliche nicht ausführen. Dann aber werde man den Philipp zwingen, Frieden zu halten und innerhalb seiner Gränzen zu bleiben. Freilich koste Dies Aufwand und Anstrengung; allein wenn man bedenke, was später der Stadt bevorstehe, wenn man Dieses nicht thun wolle, so werde man finden, es sei vortheilhaft, das Erforderliche jetzt zu thun.

Ja, fährt er fort, wenn selbst ein Gott euch dafür Bürg-

schaft leistete, dass Philipp, wenn ihr euch ruhig verhieltet und Alles geschehen liesset, nicht endlich euch selbst angreifen würde: so wäre es, bei Zeus und allen Göttern! doch schimpflich und eurer selbst und der Macht eures Staates und der Thaten der Vorfahren unwürdig, aus trägern Leichtsinn alle anderen Hellenen der Knechtschaft preiszugeben. Ja ich wollte lieber sterben, als so etwas rathen! Sagt euch dieses aber ein Anderer und überzeugt er euch, wohlan, wehret euch nicht, gebt Alles preis! Ist aber Niemand dieser Meinung und wissen wir im Gegentheil, dass er um so mächtiger und gefährlicher wird, je weiter wir ihn seine Herrschaft ausbreiten lassen, warum suchen wir dann noch Ausflüchte? Was zaudern wir noch? Oder wann werden wir denn unsere Pflicht thun wollen? Wann die Noth eintritt? Aber was freie Männer Noth nennen, das ist nicht nur da, sondern schon längst da gewesen. Für einen freien Mann ist die Scham wegen seines Betragens die höchste Noth.

Aber kaum fällt hier ein Wort gegen Philipp, so erhebt sich gleich Einer und sagt, wie gut es sei, im Frieden zu leben, und wie lästig, eine Kriegsmacht zu unterhalten. Durch dergleichen Reden lähmen sie euch und verschaffen ihm die Möglichkeit auszuführen, was er nur will. Ihr gewinnt Musse und Gelegenheit, für den Augenblick unthätig zu sein; aber ich fürchte, dass diese allzuthuer erkaufte ist, während ihm dafür der Dank und Preis zufällt. Ich im Gegentheil glaube, man müsse euch nicht rathen Frieden zu halten, denn diesen Rath befolgt ihr ohnehin und sitzt müssig; sondern Krieg führen müsst ihr . . .

Woher kommt es wohl, dass während Philipp so offen-

bar Krieg führt, Gewaltthaten verübt, Städte wegnimmt, doch Keiner von Diesen hier sagt, dass er der Urheber der Feindseligkeiten und Rechtsverletzer sei? Dass man vielmehr Denen die Anstiftung des Krieges beimisst, die ihn aufzuhalten und nicht Alles preiszugeben rathen? Woher anders, als weil sie den Unwillen über die Beschwerden und Opfer im Kriege wollen auf Diejenigen fallen lassen, die euch zum Bessten rathen? Ueber Diese sollt ihr Gericht halten und dem Philipp indessen zu weiteren Unternehmungen Gelegenheit verschaffen. Wenn wir sein Thun nicht für Krieg ansehen wollen, so wäre er wohl der grösste Thor von der Welt, wenn er Dies widerlegen wollte. Ja wenn er uns wirklich selbst angreift, wird er noch behaupten, er bekriege uns nicht, wie er Dies gegen Andere behauptete, als seine Soldaten schon in ihrem Lande standen. Wollen wir auch dann noch sagen, dass Diejenigen Krieg erregen, welche auffordern, ihm Widerstand zu leisten? Dann bleibt uns nichts übrig als Knechtschaft.

Den Anderen droht nicht gleiche Gefahr wie euch, denn unsere Stadt will er nicht bloss unterwerfen, sondern gänzlich zerstören. Denn er weiss nur allzu gut, dass ihr nicht seine Sklaven sein wollt, und nicht einmal sein könntet, wenn ihr es auch wolltet, da ihr zu herrschen gewohnt seid. So müsst ihr also überzeugt sein, dass es jetzt einen Kampf auf Leben und Tod gelte, und dass ihr Diejenigen hassen und tödten müsst, die sich ihm verkauft haben. Denn nie, nie werdet ihr die auswärtigen Feinde der Stadt besiegen, bevor ihr nicht die Feinde hier in der Stadt gezüchtigt habt, sonst werdet ihr immer an sie wie an Klippen anstossen und in euerem Fortgange gehemmt werden.

Weshalb glaubt ihr wohl, dass er euch mit muthwilligem Hohne behandelt und, während er die Anderen listig betrügt und sie durch Wohlthaten täuscht, euch bedroht? Deswegen weil in den anderen Städten Niemand offen für ihn reden durfte, ehe er die Einwohner durch Wohlthaten sich geneigt gemacht hatte; aber in Athen hier darf man ohne Gefahr für Philipp sprechen, nachdem er in Euböa, in unserer Nähe eine drohende Feste gegen uns errichtet hat und Byzanz angreifen will. Daher sind freilich Manche dieser Bettler schnell reich und aus ungekannten und ungeachteten Menschen berühmte und angesehene Männer geworden, während ihr dagegen Ruhm mit Ruhmlosigkeit, Wohlstand mit Armuth vertauscht habt. Ich wenigstens betrachte als den Wohlstand eines Staates seine Bundesgenossen und Vertrauen und Wohlwollen von Anderen, und an dem Allen seid ihr arm.

Darauf betheuert Demosthenes seine redliche Absicht bei seinen Reden, widerlegt den Vorwurf, dass er bloss mit Worten und nicht mit Thaten kämpfe: Ich glaube nicht, dass es für einen Rathgeber ein anderes Geschäft gibt, als eben das Beste zu sagen, und dass sich Dieses in der That so verhält, will ich beweisen. Ihr wisst noch wohl, als einst jener Timotheus (der Sohn Konons und berühmte Feldherr) bei euch durch eine Rede zu bewirken suchte, dass man den Euböern Hilfe sende, als sie von den Thebanern unterdrückt zu werden fürchteten. Da sprach er ohngefähr so: „Sagt, berathet ihr euch noch lange, da ihr die Thebaner schon auf der Insel (Euböa) seht, welche Massregel ihr zu ergreifen und was ihr zu thun habt? Werdet ihr nicht das Meer mit Kriegsschiffen bedecken? Werdet ihr euch nicht so-

gleich erheben und nach dem Hafen eilen? Nicht die Schiffe ins Meer lassen?“

So sprach Timotheus, ihr folgtet ihm und die Sache wurde durch Wort und That schnell vollbracht. Hätte er aber auch das Vortrefflichste gesagt, wie er es denn wirklich sagte, und ihr hättet seine Rede unbeachtet gelassen und sie nicht befolgt, wäre dann wohl etwas von Dem vollbracht worden, was dann wirklich geschah? Gewiss nicht. So ist es auch mit Dem, was ich jetzt sage, und was ein Anderer sagt. Lasst euch die Thaten angelegen sein, vom Redner fordert bloss, dass er euch das Beste rathe.

Ich will nun noch kurz zusammenfassen, was ich meine, und dann abtreten. Ich sage aber: ihr müsst Geldbeiträge geben, die vorhandene Kriegsmacht zusammenhalten, bessern was gebessert werden muss, aber nicht, wenn Einer etwas tadelt, gleich das Ganze vernichten. Ferner müsst ihr überall hin Gesandte schicken, um die Anderen zu belehren, zu warnen und für den Staat so viel als möglich zu wirken. Ausserdem verlange ich, dass man Die bestrafe, welche sich bei der Verwaltung der Geschäfte bestechen lassen, und sie überall mit Hass verfolge, damit sich zeige, dass die Wohlgesinnten und Rechtschaffenen sich und Anderen gut gerathen haben. Wenn ihr euere Sache so betreibt und aufhört, Alles mit leichtsinniger Gleichgiltigkeit zu behandeln, so kann vielleicht, ja vielleicht auch jetzt noch das Uebrige sich besser gestalten. Wenn ihr aber müssig sitzt und euere Thätigkeit nur durch Tosen und Loben in der Versammlung zeigt, euch aber zurückzieht, sobald es gilt thätig zu sein, so weiss ich keine Rede, die euch retten könnte, wenn ihr nicht auch thut, was ihr sollt.

Diese Rede, so einfach und klar die Verhältnisse entwickelnd und wieder das Beste für Athen rathend, bewirkte, dass Diopeithes nicht abgerufen wurde, und Demosthenes rühmte sich in der Folge, den Chersones gerettet zu haben.

Sechstes Kapitel.

Dass der erwachte Geist der Thätigkeit bei den Athenern nicht wieder einschlummere, sondern sich vielmehr kräftige, wies Demosthenes ohne Unterlass auf die Thaten Philipps hin, dessen Plane und Siege in Thrakien er unausgesetzt verfolgte und die seine Seele mit banger Ahnung erfüllten. Darum sucht er seinen Mitbürgern durch die offenkundigsten Thatsachen zu beweisen, der König habe den Frieden bereits gebrochen und handle seit dem Friedensschlusse bundbrüchig, und während er seine feindseligen Absichten läugne, biete er Alles zum Verderben von Hellas auf. Nur schlaffe Menschen und bestochene Schmeichler wollen Dieses nicht einsehen, bethören das Volk durch eitle Hoffnung und locken es ins Verderben. Vor diesen müsse man sich am Meisten hüten und der drohenden Gefahr muthig entgegengehen. Jetzt stehe es den Athenern gar nicht mehr frei, zwischen Krieg und Frieden zu wählen, sondern sie müssen sich mit aller Macht gegen die Eroberungsplane des Königs waffnen, das Heer und die Flotte ausrüsten und auch andere Staaten zum gemeinsamen Kampfe auffordern, damit die Hellenen nicht von einem Barbaren unterjocht würden.

So entstand die dritte Philippische Rede, welche wahrscheinlich nur wenige Monate nach jener über die Ange-

legenheiten des Chersoneses gehalten wurde. Ohne Umschweife geht der Redner sogleich auf die Hauptsache los und sagt: Die Dinge der Stadt stehen so schlecht, dass sie kaum mehr schlimmer stehen können. Am Meisten Ursache davon sind aber Diejenigen, die mehr euch zu Gunsten reden als zum Besten rathen wollen, die nur dahin streben, Ansehen und Einfluss zu erhalten, ohne im Geringsten für die Zukunft zu sorgen, wie sie denn meinen, dass auch ihr euch nicht darum bekümmern sollt. Wieder Andere aber, indem sie Diejenigen beschuldigen und verläumdern, die den Geschäften vorstehen, und dadurch bewirken, dass die Stadt sich selbst bestrafe und sich nur damit beschäftige, während dessen Philipp sagen und thun kann, was ihm beliebt. Dies ist euch zur Gewohnheit geworden, Dies ist aber auch die Ursache unserer Zerrüttung und Fehlgriffe.

Zürnet mir nicht, wenn ich die Wahrheit freimüthig sage, erwäget vielmehr, dass ihr die Freimüthigkeit für ein gemeinsames Recht aller Insassen der Stadt haltet und selbst Fremden und Sklaven Antheil daran gestattet, und dass viele Sklaven bei euch die Wahrheit mit grösserer Freiheit aussprechen dürfen, als in anderen Städten die Bürger: aus eueren Berathungen aber habt ihr sie gänzlich verbannt. Die Folge davon ist, dass ihr in eueren Versammlungen im Genusse der Schmeichelei schwelget und auf Alles nur in so weit höret, als es euch Vergnügen macht. Habt ihr auch jetzt diese Gesinnung, so habe ich euch nichts weiter zu sagen; wollt ihr aber ohne Schmeichelei vernehmen, was unsere Lage verbessern kann, so bin ich bereit zu sprechen. Denn wenn es auch um unsere Angelegenheiten schlimm steht und Vieles schon preisgegeben ist, so ist es doch

noch möglich, Alles wiederherzustellen, wenn ihr das Erforderliche thun wollt. Euere Lage ist nur deswegen schlecht, weil ihr nie euere Schuldigkeit gethan habt; hättet ihr diese gethan und es stände so, dann wäre nicht einmal Hoffnung zu einer Verbesserung. Nun aber hat Philipp nur über euren Leichtsinn und euere Sorglosigkeit gesiegt, euch hat er nicht bezwungen, ihr seid nicht überwältigt, ja nicht einmal erschüttert worden.

Freilich wenn Alle darin gleicher Ansicht wären, dass Philipp gegen die Stadt im Kriegszustande sei und den Frieden verletze: so dürfte man nur sagen und rathen, wie man ihn sicher und leicht abwehren könne. Aber sonderbarer Weise glauben Einige, hier bei uns seien die Urheber des Krieges, während er Städte wegnimmt, euer Eigenthum behält und die Rechte aller Menschen kränkt. Darum muss man sich beim Reden wohl vorsehen, weil man leicht den Vorwurf auf sich laden kann, den Krieg zu veranlassen, wenn man Vorschläge zur Vertheidigung thut und dazu räth.

Ich will nun vor Allem feststellen, ob es uns freisteht, zwischen Krieg und Frieden zu wählen? Und ich sage: kann die Stadt Frieden halten und liegt Dies in unserer Macht, dann muss man ihn halten, und wer Dies sagt, der soll Vorschläge machen und ohne Rückhalt verfahren. Wenn aber der Andere mit den Waffen in der Hand und einer bedeutenden Kriegsmacht um sich immer das Wort Friede gegen euch im Munde, in der That aber Krieg führt: was bleibt euch da übrig, als ihm entgegenzukämpfen? Wollt ihr aber Dieses mit seinen Worten auch Frieden heissen, so habe ich nichts dagegen. Will Einer jedoch Das wirklich für Frieden halten, wenn Jener Alles unterjocht um auf

uns loszugehen, so ist Dies Wahnsinn und ein Friede, den zwar wir gegen ihn beobachten, aber er nicht gegen uns.

Gerade Dies ist es, was er mit seinem Gelde erkauft, dass er uns bekriegen darf ohne von euch bekriegt zu werden. Wenn wir warten wollen, bis er es eingesteht, dass er gegen uns Krieg führt, so sind wir die einfältigsten Menschen; denn selbst wenn er gegen Attika anrückt und gegen den Piräus — gegen unsere Stadt —, wird er noch immer Frieden im Munde führen, wie er es gegen Andere gethan hat. Als er nur noch wenige Stunden von der Stadt Olynth entfernt war, sagte er den Einwohnern, entweder müssten sie aus ihrer Stadt weichen oder er aus Makedonien; vorher aber zeigte er sich, wenn ihm solche Beschuldigungen gemacht wurden, unwillig und schickte Gesandte um sich zu rechtfertigen. So handelte er auch gegen Andere....

Glaubt ihr nun, dieser Mann, welcher die Leute, die ihm nichts Böses zufügen und sich vielleicht nur vor eigenem Schaden schützen konnten, lieber betrügen, als im offenen Kampfe bezwingen wollte: dieser Mann werde euch zuerst den Krieg ankünden und euch dann erst bekriegen, so lange ihr euch selbst freiwillig täuscht? Er müsste ja der grösste Thor sein, wenn er durch eine offene Kriegserklärung es dahin bringen wollte, dass ihr euere inneren Streitigkeiten schnell beenden und allen Eifer gegen ihn wenden würdet. Dadurch nähme er ja seinen Söldlingen hier den Vorwand, mit dem sie euch immer hinhalten und rufen: Er führt keinen Krieg gegen euch! Nein, er betheuert euch vielmehr immer und lässt es euch durch die von ihm gedungenen Leute betheuern, dass er gegen euch nicht Krieg führen wolle, und ihr glaubt es!

Aber welcher Mensch von gesundem Verstande wird den Freund und den Feind, den Friedlichen und den Kriegführenden lieber nach seinen Worten als nach seinen Thaten beurtheilen? Gewiss Keiner. Philipp führt aber in der That seit langer Zeit Krieg gegen uns (— und nun zeigt Demosthenes, was der König bereits gegen Athen unternommen, wie er es durch die Wegnahme von Megara und die Einsetzung der Tyrannen auf Euböa gleichsam mit einem Netz umstellt und den Frieden offenbar gebrochen habe—), ihr müsstet denn etwa behaupten, dass Diejenigen, welche schon die Belagerungswerkzeuge aufstellen, noch Frieden halten, so lange sie die Mauern nicht wirklich bestürmen. Dies werdet ihr doch nicht behaupten! Denn wer alles Mögliche thut und anwendet um mich zu fangen, der führt Krieg mit mir, wenn er auch weder schleudert noch schiesst.

Nun beachtet das Thun Philipps. Er hat euch den Hellespont entfremdet, ist Herr von Megara und Euböa geworden, die Peloponnesier sind auf seine Seite getreten, kurz: wir sind von seiner Macht bereits umzingelt, und nun soll ich von ihm sagen, dass er im Frieden mit uns lebe? Nein! Nein! Sondern er führt Krieg, und ich behaupte sogar, dass er von dem Tage an die Feindseligkeiten begonnen hat, da er die Phokier unterdrückte....

Ich will jetzt Alles bei Seite lassen und nicht erwähnen, wodurch er so gross emporgewachsen ist, dass alle Hellenen gegen einander voll von Misstrauen und Zwietracht sind,... das Eine will ich sagen, dass alle Menschen — und ihr habt dabei den Anfang gemacht, ihm Das zugestehen, worüber die ganze Zeit bisher alle Hellenischen Kriege geführt worden sind. Was ist nun Dies, fragt ihr? Zu thun, was er

will, nämlich alle Hellenen der Reihe nach zu schwächen und zu plündern, ihre Städte zu überfallen und zu unterwerfen.

Darauf zeigt der Redner, dass die Hellenen selbst sich Dieses nicht gegen einander erlauben durften, sondern dass sich schnell Alle gegen den Staat erhoben, der seine Macht zu missbrauchen versuchte; aber Philipp darf es, er hat ganz in der Nähe Athens Tyrannen eingesetzt und schreibt in seinem Hochmuth: „Ich habe Frieden mit Denen, die mich hören wollen.“ Das schreibt er aber nicht bloss, sondern seine Thaten entsprechen den Worten. Weder Hellas noch das Land der Barbaren fasst die Habsucht dieses Mannes. Und dieses Alles sehen wir Hellenen insgesamt, wir hören es, und bereden uns nicht gemeinschaftlich und zürnen nicht, sondern unsere Stadt ist so gelähmt, Stadt von Stadt so geschieden, dass wir bis auf den heutigen Tag nichts haben thun wollen, was Pflicht und Vorthail erheischen, uns nicht an einander anschliessen und keine Vereinigung und Freundschaft zu gemeinsamer Hilfe gründen. Wir schauen vielmehr seiner Vergrösserung unthätig zu und Jeder sieht die Zeit, in der ein Anderer zu Grunde geht, als einen Gewinn für sich an, ohne an die Rettung von Hellas zu denken, oder etwas dafür zu thun...

Was fehlt denn noch zum höchsten Frevel? Hat er nicht Hellenische Städte zerstört, steht er nicht den Pythischen Spielen vor — dem gemeinsamen Kampffeste der Hellenen, und sendet, wenn er selbst nicht erscheint, seine Sklaven als Kampfrichter? Ist er nicht im Besitze der Thermopylen und der Zugänge zu Hellas? Hält er diese Plätze nicht mit Wachen und Söldnern besetzt? Hat er nicht den Vor-

tritt bei der Befragung des Orakels, nachdem er uns, die Thessalier und Dorier und die anderen Amphiktyonen hiervon verdrängt hat, da nicht einmal alle Hellenen dieser Ehre theilhaftig sind? Schreibt er nicht den Thessaliern vor, auf welche Weise sie sich regieren sollen?...

Alles Das sehen und dulden die Hellenen, sie schauen ihm zu wie Leute, die den Hagel herabstürzen sehen, wobei Jeder wünscht, dass das Unglück nicht ihn treffen möge, Keiner aber etwas dagegen thut. Ist denn dies Alles nicht schon das Aeusserste? Hat er nicht dazu auch noch.... Anderes gethan?

Das Alles lassen wir uns nun insgesamt gefallen, zaudern und leben in schlaffer Unthätigkeit dahin, blicken auf die Nachbarn und sind mit Argwohn gegen einander erfüllt, nicht aber gegen ihn, der uns Allen Unrecht thut. Da er uns Alle nun mit so schnödem Uebermuthe behandelt, was glaubt ihr, dass er thun werde, wenn er uns einzeln in seine Gewalt bekommt?

Dann beweist der Redner, dass die Bestechlichkeit die vorzüglichste Ursache aller dieser Missgeschicke sei, welches Uebel bei den Ahnen nicht habe wurzeln können. Damals habe es kein gefährlicheres Vergehen gegeben, als der Bestechung überführt zu werden, und man habe Jedem, der sich derselben schuldig gemacht, die härteste Strafe auferlegt und da habe keine Verzeihung oder Abbitte gegolten. Damals habe man nicht jede günstige Gelegenheit für jedes Unternehmen den Rednern oder Feldherren für Geld abkaufen können; jetzt hingegen werde dies Alles wie auf offenem Markte feilgeboten, man beneide sogar Den, der etwas empfangen, lache wenn er es eingestehe, verzeihe dem

Ueberwiesenen und hasse Den, der Die ses tadle. Zwar haben die Athener jetzt eine zahlreichere Bevölkerung, grössere Geldeinkünfte und sonstige Hilfsmittel; aber Alles werde unbrauchbar, eitel und unnütz durch Diejenigen, die damit Handel treiben. Das Alles sei anders gewesen bei den Ahnen, da habe man die der Bestechung Ueberwiesenen gestraft und ihre Namen durch Eingrabung auf Säulen gebrandmarkt. Man dürfe sich nicht täuschen lassen durch die Behauptung, dass Philipps Macht nicht so gross sei als einst die der Lakedämonier, denen die Athener widerstanden. Die Kriegsweise habe sich geändert und der Verrath walte überall.

Dann fährt er fort: Jetzt seht ihr wohl selbst, dass durch Verräther fast Alles zu Grunde ging und nichts mehr abhängt von Treffen und Schlachten; auch hört ihr, dass Philipp nicht mit Schwerebewaffneten vorrückt, sondern mit einem Heere von Leichtbewaffneten, Reitern, Bogenschützen und Söldnern. Mit diesen überfällt er die Städte, welche in ihrem Inneren an Uneinigkeit kranken, und wenn aus Misstrauen Keiner von diesen das Land zu vertheidigen ausrückt, so beginnt er die Belagerung. Ich sage nichts davon, dass ihm Sommer und Winter gleich ist. Da ihr nun Alle Dieses wisst, so müsst ihr dem Kriege nicht den Eingang in euer Land gestatten, noch im Andenken an die Einfachheit jenes Krieges gegen die Lakedämonier euch durch sie den Hals brechen lassen; ihr müsst vielmehr vorher schon wachsam sein und Anstalten treffen, dass er sich nicht von Hause bewege, jedoch so, dass ihr nicht im offenen Felde mit ihm kämpfet. Unsere Lage hat zwar für den Krieg viele Vorzüge, im offenen Felde zu kämpfen aber ist er mehr geübt als wir.

Jedoch, fährt er fort, ist es nicht möglich, die Feinde ausserhalb der Stadt zu besiegen, wenn ihr nicht vorher in der Stadt Diejenigen zur Strafe zieht, die Jenem die Hände bieten. Das aber könnt, das wollt ihr nicht thun. — Darauf zeigt er die Ränke der von Philipp bestochenen Redner, beweist, wie durch sie Olynth zu Grunde ging und wie dadurch auch andere Staaten zu Grunde gerichtet wurden. Aber diese Treulosen wissen dem Volke zu schmeicheln, seien deswegen beliebt und können dem Philipp in die Hände arbeiten. Welcher Lohn solchen Rednern und den Völkern werde, die sich ihm übergeben, das zeige die Erfahrung. Also müsse man rüsten, thätig sein, das Unglück fern halten; denn es sei schmähsch, hintennach zu sprechen: Wer hätte gedacht, dass Dieses geschehen würde? Da hätte man freilich Dies oder Jenes thun, Dies oder Jenes unterlassen sollen. Nicht die Nachsicht nütze, wohl aber die Vorsicht.

Dann gibt er an, was man thun müsse. Wir müssen uns in Vertheidigungsstand setzen und rüsten mit Kriegsschiffen, Geld und Soldaten; denn wenn auch alle Anderen sich zur Knechtschaft verstehen, so müssen doch wenigstens wir für die Freiheit kämpfen. Wenn wir aber die nöthigen Vorbereitungen gemacht haben, müssen wir die anderen Hellenen auffordern und nach allen Seiten hin Boten senden, selbst zu dem Könige der Perser, dem auch daran liegt, dass Philipp nicht Alles unterjochte; dann werdet ihr an ihnen Theilnehmer der Gefahr und der Kriegskosten haben oder wenigstens Zeit gewinnen.... Fordert aber die Anderen nicht eher auf, als bis ihr selbst entschlossen seid, das Nothwendige zu thun. Denn es ist einfältig, sich um fremde Angelegenheiten besorgt zeigen, während man sein eigenes

Gut zu Grunde gehen lässt, und Anderen wegen der Zukunft Furcht einflössen wollen, während man das Gegenwärtige unbeachtet lässt.

Das ist, was ich zu sagen hatte, und darauf stelle ich meinen schriftlichen Antrag und glaube, dass unsere Angelegenheiten sich besser gestalten werden, wenn wir Das thun. Weiss aber Jemand etwas Besseres vorzubringen, so bringe er es zur Berathung. Und möge dann mit den Göttern Das einen glücklichen Erfolg haben, was ihr beschliesset.

Diesmal war der Erfolg der Rede glänzend. Die Gemüther waren erschüttert, die nahe Gefahr weckte das alte Ehrgefühl und man rüstete sich endlich zum ernstesten Widerstande. Die Sage erzählt, Philipp habe die gegen ihn gerichteten Reden des Demosthenes gelesen und dann ausgerufen: Beim Zeus, hätte ich sie gehört, ich würde selbst zum Kriege gegen mich gestimmt haben.

Als nun im folgenden Jahre in Erfüllung ging, was Demosthenes vorausgesagt hatte, als die Städte Perinthus und Byzanz von dem mit ihnen befreundeten Philipp wirklich belagert wurden und diese Stadt bei Athen Hilfe suchte: da geriethen die Athener in Bewegung, dass nicht der vornehmste Markt für ihre Stadt und ihr Verkehr mit dem schwarzen Meere verloren ginge. Demosthenes fachte die Flamme des Unwillens noch mehr an und brachte die allgemeine Begeisterung zur entscheidenden That: auf seinen Rath wurden die Säulen des Friedens und Bündnisses umgestürzt, Schiffe bemannt und Alles zum Kriege gerüstet. Zwar wurde das Unternehmen anfangs vereitelt, da man den Chares an die Spitze desselben stellte, der von den Städten zurückgewiesen, denen er Hilfe bringen sollte, als Seeräuber umher-

schweifte, nur den Freunden furchtbar, den Feinden verächtlich; allein Phokion brachte in Verbindung mit einigen anderen Hellenischen Staaten den Bedrängten die verlangte Hilfe. Selbst die Persischen Satrapen in Vorder-Asien sandten Unterstützung, und es scheint, Athen habe nach dem Rathe des Demosthenes mit dem Perserkönige Unterhandlungen angeknüpft. Philipp musste die Belagerung aufheben, und der Ruhm der Athenischen Seemacht wurde wiederhergestellt. Ihre Heerschaaren wendeten sich dann auch nach dem Thrakischen Chersones, entrissen dem Philipp mehrere seiner neuen Eroberungen und drängten die Makedonier von den Küsten des Hellespontes zurück.

Dieses war die Frucht der Reden des Demosthenes. Aber er gönnte und ertheilte das Lob dafür dem Volke, und es musste für die Athener nicht bloss schmeichelhaft sondern auch erhebend sein und sie zu neuen Thaten spornen, als die Perinthier und Byzantiner ihnen für die geleistete Hilfe feierlich dankten und ausser anderen Ehren und Vorzügen auch diese durch einen Beschluss zuerkannten: es sollen drei hohe Standbilder am Bosporus errichtet werden vorstellend das Volk der Athener, wie es gekrönt wird vom Volke der Byzantiner und Perinthier.

Demosthenes aber mit dem Geleisteten noch nicht zufrieden wollte den günstigen Augenblick benützen, die Freunde Philipps in der Nähe zu vertreiben und die in der Stadt einzuschüchtern. Deswegen sollte das nächste Makedonische Bollwerk Euböa fallen. Denn hier hatte er die Zwietracht in den Städten benützt, den einzelnen Tyrannen Hilfsschaaren zu schicken, und so einen grossen Theil der Insel abhängig gemacht. Jetzt sandte Athen unter Phokions An-

führung ein Heer hinüber, und es gelang diesem, die Makedonischen Besatzungen zu vertreiben, die von Philipp beschützten Tyrannen ihrer Macht zu berauben und die Städte für Athen zu gewinnen.

Endlich war es dem Demosthenes gelungen, dass auch die Theatergelder zum Kriege verwendet wurden, durch seine Bemühung ward auch das in Verfall gerathene Seewesen wieder hergestellt, indem er ein Gesetz entwarf, wonach Jeder im Verhältnisse seines Vermögens zur Ausrüstung der Schiffe beitragen musste. In gerechter Würdigung dieser Verdienste that darauf Aristonikus den Vorschlag: Weil Demosthenes dem Volke der Athener und vielen von dessen Bundesgenossen schon früher durch seine Vorschläge Hilfe gebracht und einige Städte in Euböa befreit hat und sich jederzeit dem Volke der Athener wohlgesinnt zeigt und zum Besten der Athener selbst und der übrigen Hellenen nach Kräften durch Reden und Handlungen wirkt: so hat der Senat und das Volk beschlossen, ihm Lob zu ertheilen, ihn mit einer goldenen Krone zu schmücken und Dieses im Theater zu verkündigen an den Dionysien bei den neuen Tragödien. Und so geschah es.

Siebentes Kapitel.

Während Dessen war Philipp mit seinem Heere in Thrakien und konnte also dem Unternehmen der Athener nicht wehren. Seit Langem war der Friede offenbar schon gebrochen, sowohl von ihm, als von der Stadt, und der Krieg wurde bereits mit aller Heftigkeit und Erbitterung gegen die beiderseitigen Bundesgenossen geführt, nur sie selbst die

beiden Feinde vermieden sich noch und Jeder wollte den Schein des Friedens wahren. Aber Philipp, der langgeübte Meister in der Kunst der Verstellung, wusste sich besser zu beherrschen als die Athener, ohngeachtet sein Herz von Hass und Unwillen glühte, und er verbarg seine Racheplane unter den Versicherungen der fortdauernden Freundschaft; ja in seinen Planen schon lange errathen und durchschaut wollte er noch den Schein der Gerechtigkeit seiner Sache behaupten und seinen Gegnern den Vorwurf der Unredlichkeit und des Friedensbruches aufbürden.

In dieser Absicht wurde ein in seinem Namen, aber wahrscheinlich nicht von ihm sondern von einem seiner Sache ganz ergebenen sophistischen Redner verfasstes Sendschreiben an die Athener bekannt, dessen Inhalt er geflissentlich überall hin verbreiten liess. Darin war Falsches und Wahres bei seiner Rechtfertigung gegen ihre Klagen so fein und klug mit Anklagen und Drohungen gegen sie vermischt, dass er einem ungeübten Auge leicht als unschuldig erscheinen konnte und die Athener dagegen sich als bundesbrüchig erwiesen. Dadurch sollten seine vielen offenen und heimlichen Freunde, welche durch ganz Hellas zerstreut waren, er-muthiget und bewaffnet, den Athenern aber die Theilnahme der übrigen Griechen entzogen werden. Alles was dieselben gegen Thrakien und zur Rettung des Chersoneses, zur Unterstützung des Kersobleptes und des Diopeithes unternahmen, wird als Ungerechtigkeit und Treulosigkeit gegen Makedonien dargestellt, am Meisten aber hervorgehoben, dass Athen sogar an den Perserkönig Abgeordnete geschickt habe, um ihn zum Kampfe gegen Makedonien zu bereden, und mit ihm wegen eines Bündnisses noch in Unterhandlung stehe,

da doch die Hellenen früher von den Vorfahren Philipps gegen Persien Hilfe zu fordern beschlossen hätten, wenn von daher etwas Feindliches drohe.

Weiter wird angeführt, Philipp habe den Kardianern, seinen Verbündeten, Hilfe leisten müssen, jedoch sich erboten, die streitigen Sachen durch ein Gericht entscheiden zu lassen. Diesen Vorschlag habe er öfter wiederholt, Athen aber nicht darauf geachtet, auch habe er ohngeachtet der feindlichen Behandlung von Seiten der Byzantiner sich der Stadt, ihrer Schiffe und ihres Gebietes enthalten und die Athener fortdauernd zur rechtlichen Entscheidung der gegenseitigen Klagepunkte aufgefordert, aber vergebens; seine Gesandten seien nicht angehört, die Athenischen Redner, die ihn öffentlich als den Nichtswürdigsten aller Menschen darstellten, vom Volke mit lautem Beifall begrüßt worden, da sie behaupten, der Friede sei Krieg, der Krieg aber Friede. Wohl wäre es ihm ein Leichtes, diesen Lästerungen ein Ende zu machen und sie in Lobsprüche umzuwandeln, wenn er nur ein Geringes aufopfern wolle; aber er würde sich schämen, das Wohlwollen der Athener von diesen Leuten zu erkaufen, die sogar wegen Amphipolis mit ihm zu rechten sich erkühnen, welche Stadt ihm doch von seinen Ahnherren, gemäss seiner Eroberung und der Billigung der Athener im Friedensschlusse, gehöre.

Diese Klagen wurden im Namen Philipps gegen Athen erhoben; es erfolgte keine Vertheidigung dagegen; sie wäre auch vergeblich gewesen, selbst wenn sie Alles sonnenklar hätte widerlegen können: denn die Lage der Dinge war einmal so, dass der König von Makedonien um die Oberherrschaft über Hellas zu erhalten nothwendig den letzten Kampf,

den Kampf gegen Athen unternehmen musste. Mit dem Siege über diese Stadt fiel ihm alles Andere als Preis zu, da sie allein bisher seine Fortschritte und sein Uebergewicht im Süden wie im Norden, in Thrakien wie im Peloponnes gehindert und vereitelt hatte. Athen selbst sah diesen entscheidenden Kampf herannahen, und Demosthenes bot Alles auf, dass er sie gerüstet fände; aber Niemand konnte voraussehen, welches die Ursache zum offenen Kriege sein würde, da Beide sich hüteten, als die Urheber und Veranlasser zu erscheinen und durch den ersten Vorwand sich die öffentliche Meinung zu entfremden.

Das war offenbar, dass sich Philipp mit dem Gewonnenen nicht begnügen, die Hemmnisse von Athen nicht ertragen und nicht eher in seinen Unternehmungen stille stehen würde, als bis er die Hellenischen Staaten unter seine Oberherrlichkeit gebeugt hätte; dass dagegen Athen im Andenken an seine ehemalige Macht und Herrlichkeit noch einen letzten Versuch wagen würde, das Verlorene wieder zu gewinnen und sich vom Neuen an die Spitze der Hellenen zu stellen. Darum bewachten sich seit Langem Beide einander lauernd, jeder Schritt hatte Gegenschritte zur Folge; doch war Philipp gegen das uneinige, von falschen Rednern und eitlen oder bestochenen Wortführern bewegte Athen im Vortheile des Geheimnisses und der schnellen Ausführung seiner Plane.

Jetzt schien er sich nicht weiter um die Angelegenheiten von Hellas zu bekümmern, war tief im Norden mit Eroberungen und Befestigungen beschäftigt und überliess seine Sache in Athen seinen Freunden zur Förderung und Ausführung. Durch jenes öffentliche Sendschreiben war ein

Zankapfel zwischen die Parteien geworfen, die sich einander in öffentlichen Reden befehdeten, während so die Einen bewusst, die Anderen unbewusst für die Plane des Königs wirkten, dem sie Gelegenheit zur Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten und zum neuen und weiteren Vorrücken verschafften. So musste endlich die Entscheidung kommen. Dies geschah wirklich durch eine geringe Veranlassung, die anfangs den Meisten ganz unbedeutend erschien, aber bald die wichtigsten Folgen hatte.

Die Athener hatten, nicht gewarnt durch die früheren Ereignisse und Umtriebe, den Äschines als Abgeordneten zum Amphiktyonengerichte geschickt, und da habe, erzählt er selbst, der Gesandte der Lokrer von Amphissa, um sich den Thebanern gefällig zu zeigen, auf eine Strafe von fünfzig Talenten gegen Athen angetragen, weil diese Stadt zum Andenken an den Perserkampf einen goldenen Schild in dem Tempel aufgehangen habe mit der für die Thebaner schmachvollen Inschrift: die Athener von den Medern und Thebanern, als diese gegen die Hellenen stritten.. Bei dieser Gelegenheit erwähnte man auch der Theilnahme Athens an der Sache der tempelräuberischen Phokier. Darauf nun habe Äschines, um den Schlag von Athen abzuwehren, den Amphisseern ihren eigenen Frevel vorgeworfen, da sie ein dem Apollo geheiligtes Stück Landes bebaut und einen von den Amphiktyonen verschütteten Hafen wieder eröffnet hätten, bei dem sie einen Zoll erhöhen.

Auf diese Anklage, durch welche Aschines als Vertheidiger der göttlichen Rechte und seiner Vaterstadt erscheinen wollte, erhob sich eine allgemeine Entrüstung gegen die Amphisseer und ihr Antrag gegen Athen ward nicht weiter

beachtet. Demosthenes aber sagt, Äschines habe ungereizt und ohne Veranlassung gegen dieselben geredet, und als die Kunde davon nach Athen kam, sah er all das daraus kommende Unheil mit Riesenschritten nahen und rief: Äschines, du ziehst einen Amphiktyonischen (heiligen) Krieg über Attika herbei!

Er hatte richtig gesehen. Die Amphiktyonen riefen die Bewohner von Delphi auf, verwüsteten das bebaute heilige Gebiet und verschütteten den Hafen wieder; die Amphisseeer aber widerstanden und trieben die Delphier zurück. So begann der Krieg. Dann wurde auf den Vorschlag des Pharsaliers Kottyphos, der mit Äschines in dieser Angelegenheit ganz einverstanden schien, bestimmt: die Abgeordneten sollten sich zu einer ausserordentlichen Versammlung wieder einfinden und die Beschlüsse ihrer Staaten wegen der Bestrafung der Lokrer von Amphissa mitbringen. Dass diese bei dem Uebergewichte der Thessalier und der Anhänger Philipps verurtheilt würden, war nicht zweifelhaft, eben so wenig, dass der König aufs Neue Gelegenheit erhielt, sich in die Hellenischen Angelegenheiten einzumischen. Dies erkannte Demosthenes, Dies trug er so offen und überzeugend vor, dass Athen beschloss, die ausserordentliche Versammlung nicht zu beschicken; die Stadt wollte lieber keinen Antheil nehmen, als fruchtlosen Widerstand versuchen. Was man vorausgesehen hatte, geschah: das Verdammungsurtheil erging über die Amphisseeer, Kottyphos erhielt den Auftrag, es zu vollziehen, und als er Dies wegen des heftigen Widerstandes der Verurtheilten nicht konnte, erfolgte der neue Beschluss, den König von Makedonien zu Hilfe zu rufen, und dazu wirkten besonders thätig die Thessalier.

Philipp war indessen nach vergeblicher Belagerung von Byzanz in Thrakien vorgerückt, kehrte aber wie gerufen über das Hämusgebirge zurück gerade zu der Zeit, als ihm der Ruf zur Uebernahme des heiligen Krieges ward. Sogleich brach er gegen Hellas auf und zwar mit einem grösseren Heere, als er zur Vollstreckung des Urtheils gegen Amphissa bedurfte, zeigte sich jedoch anfangs unschlüssig, bis er eine sichere Stellung eingenommen hatte, dann entbot er die Peloponnesier und Thebaner zum heiligen Kriege. Darüber gerieth Athen in Furcht, stellte die öffentlichen Bauten ein und rüstete sich; schon hatte es auf den Rath des Demosthenes die Theatergelder der ursprünglichen Bestimmung gemäss verwendet, jetzt schickte es ein Heer von Söldnern unter der Anführung des Proxenos den Lokrern zu Hilfe.

Was damals weiter geschah, ist ungewiss. Demosthenes scheint sich der Sache nicht ferner angenommen zu haben, Proxenos aber wird als Verräther bezeichnet, Amphissa unterwarf sich dem Philipp und wurde von ihm milde behandelt; denn es lag ihm jetzt vorzüglich daran, nicht alle Hellenen zu reizen durch eine strenge Behandlung der Amphisseer, sondern er suchte vielmehr hier durch freundliches Walten, dort durch List und Versprechen seine Partei zu vergrössern und auf diese Weise endlich sein ersehntes Ziel der Oberherrlichkeit über Hellas zu erreichen.

Achtes Kapitel.

In banger Ungewissheit über des Königs Absichten schickte Athen Gesandte an ihn, die ihn an den noch zwi-

schen der Stadt und Makedonien bestehenden Frieden erinnern und wenn er feindliche Absichten zeige einen Waffenstillstand erbitten sollten, damit die Stadt sich berathen könne. Philipp stellte sich ganz verwundert über die Anforderungen, da er nichts Feindliches beabsichtige, betrachtete aber doch den Frieden selbst als nicht mehr vorhanden, zeigte sich jedoch zur Waffenruhe geneigt, wenn Athen die bösen Rathgeber ausliefern wolle. Auch die Thebaner hatten erschreckt an ihn gesendet und ihn um die Erneuerung des Bündnisses gebeten, was er auch bewilligte, denn sein Vortheil gebot, die beiden Städte feindlich auseinander zu halten.

Allein die Verbindung mit ihm konnte nicht mehr aufrichtig sein. Seit langer Zeit betrachteten die Thebaner seine Fortschritte mit wachsender Furcht, welche nur durch die zeitweise scheinbare Ruhe und Mässigung desselben und durch seine Freunde in Theben, von Demosthenes feile Verräther genannt, eingeschläfert wurde. Als aber Philipp nach der Beilegung der Streitsache der Lokrer mit einem drohenden Heere in Thebens Nähe stehen blieb, erwachte die Furcht vom Neuen und steigerte sich bei der Ungewissheit der Absichten desselben, und selbst wenn der Kampf zunächst nur den Athenern galt, erkannten sie doch, dass nach der Unterdrückung dieser Stadt sie rings von der Macht des Königs umschlossen willenlos alle seine Gebote vollziehen müssten. Der Untergang der einen Stadt führte nothwendig den der anderen herbei. Dieses schien Athen zuerst einzusehen und suchte deswegen den alten gegenseitigen Hass zu lösen und beide Städte mit einander auszusöhnen, was jedoch nicht so leicht möglich war. Philipp erhielt Kunde von den Unterhandlungen und wollte schnell

mit einem kühnen Schlag seine Gegner in Theben durch Schrecken lähmen, seine Partei zur siegenden machen und besetzte deswegen mit seinen Schaaren unerwartet Elatea, in Phokis die wichtigste Stadt nach Delphi, wodurch er sich zugleich den Eingang durch die Pässe in Böotien sicherte. Dann schickte er Gesandte nach Theben.

Die Aufregung, welche diese Nachricht in Athen hervorbrachte, schildert Demosthenes so: Es war Abend, als die Kunde zu den Prytanen (Rathsausschuss) kam. Da standen diese sogleich von der Mahlzeit auf, trieben die Leute aus den Buden auf dem Markte fort und zündeten — als Nothzeichen — das Holzwerk derselben an, Andere schickten nach den Kriegsführern und riefen die Trompeter herbei. Die Stadt war in grösster Bewegung. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch beriefen die Prytanen den Senat auf das Stadthaus, das Volk aber kam zur Versammlung. Und als der Senat eintrat und die Prytanen die ihnen zugekommene Nachricht öffentlich bekannt machten, fragte der Herold: wer will reden? — Niemand erhob sich. — Selbst als er die Frage öfter wiederholte, stand Keiner auf, obgleich alle Feldherren und Redner zugegen waren und obgleich das Vaterland mit gemeinsamer Stimme aufforderte, für seine Rettung zu sprechen. Jeder wollte den Staat gerettet wissen, aber da half weder Reichthum noch Wohlwollen allein; die Zeitverhältnisse verlangten nicht bloss einen wohlhabenden und wohlgesinnten Mann, sondern einen solchen, der mit den Angelegenheiten vom Anfang an wohl vertraut war.

Darauf erhob sich endlich Demosthenes und zeigte, dass der Bund zwischen Philipp und den Thebanern nicht fest

und sicher sein könne: der König habe Elatea nur deswegen genommen, um seine Anhänger in Theben zu er-muthigen und mit Kühnheit zu beseelen, seinen Wider-sachern aber Schrecken einzujagen, dass sie freiwillig Alles geschehen liessen, was er wolle, oder dass sie dazu gezwun-gen würden. Dann entwickelte er seinen tief durchdachten Plan: Athen solle den alten und gerechten Hass gegen die Thebaner aufgeben, diese der Gefahr nahe Stadt und da-mit sich selbst retten, schnell und mächtig rüsten und zei-gen, dass man für die Freiheit zu kämpfen entschlossen sei. Gesandte sollen nach Theben gehen, aber nicht in der Ab-sicht irgend etwas zu fordern, dazu wäre jetzt die Zeit sehr unschicklich gewählt, sondern ihnen Beistand anzubieten, wenn sie davon Gebrauch machen wollen um sich zu ret-ten; wenn sie Dies jedoch nicht wollten, so müssten sie sich in der Zukunft selbst Vorwürfe machen, Athen aber habe sich von jeder schimpflichen und erniedrigenden Hand-lung frei gehalten.

Als er die Rednerbühne verliess und ihm Alle beistimm-ten, brachte er seinen Antrag schriftlich ein; darauf erfolgte der Beschluss, Gebete und Opfer darzubringen, zwei Hundert Schiffe innerhalb der Eingangspässe segeln zu lassen, das Fussvolk und die Reiterei nach Eleusis zu führen und Ge-sandte an die Hellenen, zunächst an die Thebaner zu schicken und sie zu ermahnen, sich von Philipp nicht schrecken zu lassen, sondern die Freiheit zu vertheidigen: denn für die Hellenen sei es wohl ehrenvoll, um den Vorrang mit ein-ander zu wetteifern, aber es sei für Alle gleich schmähhch, sich von Fremden beherrschen zu lassen. Als erster Ge-sandter aber wurde ernannt Demosthenes, er übernahm mit

Anderen das schwierige und gefährliche Amt und that Alles, die Sache zu einem glücklichen Ende zu führen.

Schon waren die Gesandten Philipps, der Thessalier und anderen Verbündeten in Theben, als Demosthenes mit seinen Gefährten dort anlangte, und er fand die Freunde des Königs voll stolzen Selbstvertrauens, die Athens voll Furcht. Jene boten nun Alles auf, die Thebaner zu vermögen, den Durchzug nach Athen zu gestatten oder gar selbst mit in Attika einzubrechen; würden sie sich aber an Athen anschliessen, so drohe ihnen die greulichste Rache.

Obwohl nun die Thebaner auch die Uebermacht und List des Makedonischen Königs fürchten mussten, der mit einem mächtigen Heere selbst nach der Beendigung des heiligen Krieges in ihrer Nähe geblieben war, und sie eine Stadt nach der anderen erliegen sahen und nach dem Falle Athens ihren eigenen Untergang voraussehen konnten: so zauderten sie doch, sich dem Bunde Athens anzuschliessen; denn sie erinnerten sich noch lebhaft der Drangsale im Phokischen Kriege, von dem die Wunden noch ganz frisch waren. Aber die Beredtsamkeit des Demosthenes belebte ihren Muth, entflammte ihren Ehrgeiz und verdunkelte alle anderen Betrachtungen so sehr, dass sie durch seine Rede ganz für Ehre und Ruhm begeistert wurden und in den Bund traten.

Dieses Werk des Demosthenes erschien als so gross, wichtig und glänzend, dass nicht nur Philipp sogleich Friedensvorschläge that, sondern auch ganz Hellas sich emporrichtete und frohen Muthes der Zukunft entgensah; dass die Feldherren der Athener, ja selbst die Vorsteher Thebens alle Befehle und Anordnungen des Demosthenes willig

befolgten, und dass er eben so die Volksversammlungen der Thebaner wie die der Athener leitete und mit Fug und Recht bei Beiden alle Liebe und Bereitwilligkeit fand.

Aber ein göttliches Verhängniss war allen Unternehmungen entgegen. Die Pythia selbst gab fürchterliche Orakel, die auf ein grosses Unglück deuteten. Nur Demosthenes achtete derselben nicht, setzte sein ganzes Vertrauen auf die Waffen und wurde durch den Muth und Eifer so vieler tapferer Männer, die dem Feinde kühn Trotz boten, mit den schönsten Hoffnungen erfüllt, so dass er Jedermann rieth, sich an alle die Orakel nicht zu kehren noch auf Weissagungen zu achten, ja sogar den Verdacht äusserte, dass selbst die Pythia philippisire. Dabei erinnerte er die Thebaner an Epaminondas, die Athener an Perikles; mit der Gefahr wächst sein Muth, seine Thätigkeit; Alle brannten vor Kampfbegierde. Die Athener bringen grosse Opfer, überlassen den Thebanern die Oberanführung, versprechen zwei Drittheile der Kriegskosten zu tragen und ihnen den Besitz von Böotien zu überlassen; dann senden sie ihre Hilfsschaaren nach Theben, wo sie wie Freunde und Brüder aufgenommen und behandelt werden; in zwei Schlachten kämpfen sie siegreich gegen Philipp, und voll froher Hoffnung und freudigen Dankes hält man in Athen Opfer und feierliche Umzüge, Demosthenes wird von seinen Mitbürgern gekrönt, Philipp aber geräth in grosse Verlegenheit und sucht durch Milde und Versprechen seine Anhänger zu kräftigen und neue zu gewinnen.

Allein bald darauf vernichtete die Schlacht bei Chäronea im J. 338 v. Chr. all die schönen Hoffnungen und brachte Hellas und insbesondere Athen um Ruhm und Freiheit. Der

Sohn Philipps, der junge Held Alexander, hatte die Entscheidung dadurch herbeigeführt, dass er die Reihen der Hellenen durchbrach und die heilige Schaar der Thebaner trennte und warf. Dabei waltete aber auch der Verrath. Die Athener verurtheilten deswegen ihren Feldherrn Lysikles auf die Anklage des Redners Hyperides zum Tode; auch der andere Feldherr Chares soll an der Niederlage grosse Schuld gehabt haben. Tausend Athener waren in der Schlacht gefallen, zwei Tausend wurden gefangen. Die übrigen entflohen, unter ihnen Demosthenes, der sich anfangs selbst in Athen nicht sicher glaubte, wie Äschines sagt. Ueber Theben erging nun ein strenges Gericht: die heftigsten Feinde Makedoniens wurden mit dem Tode bestraft, andere verbannt, die Macht Thebens auf die Stadt beschränkt, diese selbst durch eine Makedonische Besatzung niedergehalten.

Der Schrecken in Athen war gross, schon fürchtete man das Eindringen des Makedonischen Heeres in Attika, ja einen Angriff auf die Stadt selbst. Da erhielt Demosthenes einen schönen Beweis, wie sehr alle seine bisherigen Handlungen vom Volke gebilligt wurden. Denn als er allein jetzt sogar mitten unter dem allgemeinen Schrecken über die Unfälle an der Rettung des Vaterlandes noch nicht verzweifelte, wurden bei der Berathung alle von ihm angegebenen Massregeln zur Sicherung der Stadt genehmigt, und die Aufstellung der Wachen, die Anlegung der Gräben, die Verwendung der Gelder zur Herstellung der Mauern geschah nach seinen Anträgen und durch ihn, auch wurde er zum Aufseher über die Getreidezufuhr und Vertheilung ernannt.

Ein allgemeiner Welleifer beseelte die Athener, Alle boten sich zum Schutze des Vaterlandes dar, zugleich ward den

Sklaven die Freiheit, den Fremden das Bürgerrecht, den Ehrlosen die Ehre zugesichert, wenn sie für die Stadt die Waffen ergreifen würden. Weiber und Kinder arbeiteten an der Befestigung, und das höchste Gericht bedrohte Jeden mit dem Tode, der die Stadt in dieser Gefahr verlassen würde. Auch entbot man die nächsten Staaten des Peloponneses zur Hilfeleistung: Alles deutete auf einen Kampf der Verzweiflung. Dies erkannte Philipp und verfolgte deshalb seinen Sieg für jetzt nicht weiter, wobei er seine Grossmuth zur Schau trug. Anfangs aber soll er sich über seinen Sieg unmässig gefreut und den gefangenen Redner Demades höhrend gefragt haben: Wo ist denn nun der Hochsinn und wo die Ueberlegenheit Athens? Darauf antwortete Dieser: Du würdest die Kraft der Stadt gefühlt haben, wenn Philipp die Athener, Chares die Makedonier geführt hätte.

Dies und Anderes mag den König veranlasst haben, die Hellenen durch Milde zu gewinnen. Er wollte die Frucht seines Sieges nicht selbst zerstören, und als ihn Einige zur harten Züchtigung Athens ermahnten, sagte er: es wäre thöricht, wenn ein Mann, der des Ruhmes wegen Alles gethan und erduldet hat, den Schauplatz seines Ruhmes zerstören wollte. — Er lieferte die Leichname der Gefallenen aus und gab die Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Selbst Demosthenes deutet an, Philipp habe sich seines Sieges gegen Athen mässig bedient, indem er sagt: Andere erfuhren seine Härte, Athen dagegen ärntete die Früchte der Freundlichkeit, deren Schein er äusserlich annahm.

Neuntes Kapitel.

Nach der Schlacht bei Chäronea erhoben sich alle die öffentlichen und heimlichen Gegner des Demosthenes kühner als vorher. Das Unglück von Hellas sollte auch seine Vernichtung sein. Was er gethan, gesprochen, gearbeitet hatte, galt jetzt nichts mehr, weil der Erfolg seine Bemühungen nicht begünstigte, und was bisher sein Ruhm gewesen, was sein Leben erhöht und verklärt hatte, sollte nun die Ursache seines Unterganges, einer schmachvollen Niederlage werden. Beschwerden und Rechnungs-Abforderungen, peinliche Anklagen, alles Mögliche dieser Art wurde gegen ihn aufgeboten; dabei traten die Feinde nicht in ihrem eigenen Namen auf, sondern durch Solche, hinter denen sie sich am Besten zu verbergen meinten, und Demosthenes musste in jenen ersten Tagen beinahe tagtäglich vor Gericht stehen.

Aber noch war das Gefühl für Recht in Athen nicht ganz unterdrückt: das Volk erklärte durch seine Abstimmung, dass die Rathschläge des Demosthenes die besten und den Gesetzen gemäss gewesen, und dass er in Allem gerecht und unbestechlich gehandelt habe. Und als das Volk unmittelbar nach jenen Unfällen einen Mann erwählen wollte, der den Gefallenen zu Ehren eine Rede halten sollte, wählte es ihn, und selbst das Leichenmahl, das sonst jedesmal bei den nächsten Verwandten gehalten wurde, feierten sie bei ihm.

Wahrscheinlich vor oder unmittelbar nach diesem ehrenvollen Beweise des öffentlichen Zutrauens machte Ktesiphon den Antrag, den Demosthenes für seine Verdienste um die Stadt, namentlich für den Aufwand, welchen er bei dem Bau der Mauern und der Führung des Grabens aus eigenen

Mitteln gemacht hatte, durch einen goldenen Kranz — eine Krone — zu belohnen und diese ihm zuerkannte Ehre bei den grossen Dionysien bekannt zu machen. Offenbar wollte der Antragsteller dem Demosthenes dadurch Gelegenheit verschaffen, sein ganzes politisches Leben zu rechtfertigen und damit die Anklagen und Verläumdungen der Gegner mit einem Schlage niederzuschlagen.

Der Antrag aber war so gefasst: Da Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päänier, als Vorstand des Baues der Mauern drei Talente aus seinem Vermögen für die Arbeiten aufgewendet und dem Volke geschenkt hat, und da er als Vorgesetzter über die Theatergelder den Abgeordneten der Zünfte zum heiligen Feste Hundert Minen für die Opfer geschenkt hat: so hat der Senat und das Volk der Athener den Beschluss gefasst, den Demosthenes zu loben wegen seiner Tugend und wackeren Gesinnung, die er dem Volke der Athener bei jeder Gelegenheit erweist, und ihn mit einem goldenen Kranze zu bekränzen und diese Krönung im Theater an den Dionysien bei der Aufführung der neuen Stücke zu verkündigen und durch den Kampfrichter diese Kundmachung besorgen zu lassen.

Aber die Gegner durchschauten sogleich die Absicht des gestellten Antrages; die öffentliche Billigung der Verwaltung und der Grundsätze des Demosthenes musste zugleich ihr eigenes Verdammungsurtheil sein; deswegen rüsteten sie sich mit allen Künsten und Kräften zum Kampfe gegen ihn. Äschines, der gewandteste Redner nach Demosthenes, von der Natur mit einer gewaltigen Stimme begabt, durch Erziehung und Lebensweise zu jedem Antrage willfährig und erprobt, bisher schon der heftigste Gegner desselben, dem er aber

im Redekampf noch immer unterlegen war: Äschines erhob sich gegen den Antrag und den Antragsteller Ktesiphon, als sei derselbe gesetzwidrig in mehreren Beziehungen. Allein die Klage galt weniger dem Vorschlag, als vielmehr einzig und allein dem Demosthenes, gegen dessen Wirken und Leben die heftigste Anklage mit allen Künsten, Listen und Fallstricken der Beredtsamkeit gerichtet wurde. Der bisher mächtige, geehrte, siegreiche Mann sollte mit einem Male die Früchte seiner Anstrengungen, den Lohn seines ganzen Lebens verlieren und selbst für die Nachwelt gebrandmarkt werden. Wenige Tage vor den Dionysien, an welchen der Beschluss sollte öffentlich bekannt werden, acht Monate nach der verhängnissvollen Schlacht ward die Klage eingereicht; die eigentliche Verhandlung und Entscheidung wurde von Tag zu Tag verzögert, aber auch die Krönung des Demosthenes unterblieb.

Indessen traten neue, unerwartete und wichtige Ereignisse ein, welche die Aufmerksamkeit der Einzelnen und der Staaten auf sich lenkten. Allmählich machte Philipp seinen Sieg geltend, er stand mit seinem Heere im Herzen von Hellas nach allen Seiten hin drohend, selbst der grösste Theil des Peloponneses erkannte huldigend seine Oberherrschaft, darauf wurde eine grosse Versammlung nach Korinth berufen und er zum allgemeinen Anführer der Hellenen im Rachekrieg gegen Persien ernannt, 337 v. Chr. Dazu mussten die Hellenen Schiffe und Mannschaft stellen. Sonst scheint er nichts gefordert und also milder gewaltet zu haben, als früher die Athener und Spartaner zur Zeit ihrer Herrlichkeit, und Arkadien verweigerte ungestraft seine Zustimmung zu jenem allgemeinen Beschlusse. Darauf kehrt er nach

Makedonien zurück, lässt eine grosse Besatzung in Theben, besucht das Delphische Orakel und lässt sich von der Priesterin sein Glück in dem bevorstehenden Kriege verkünden, zu dem er sich mit aller Macht rüstet. Aber mitten in seinen Entwürfen wird er von dem Makedonier Pausanias ermordet, 336 v. Chr.

Unter grossen Stürmen übernimmt sein zwanzigjähriger durch Thaten des Krieges und Friedens bereits erprobter Sohn Alexander die Regierung, straft die Mörder des Vaters, demüthigt und stürzt die Gegner, welche ihm den Thron streitig machen, gewinnt das Volk, und erst nachdem er durch Mord das ganze königliche Haus verödet hatte, waltet er sicher in seiner Herrschaft.

Aber die Nachricht vom Tode Philipps und die darauffolgenden Wirren in Makedonien selbst rufen überall eine grosse Bewegung hervor, und besonders in Hellas erwachte das lang unterdrückte Gefühl der Freiheit wieder und man erkannte, dass der Untergang des Perserreiches auch die völlige Unterjochung der Hellenen herbeiführen müsste. Deswegen war die Freude über den Tod des Königs allgemein, und der lang verhaltene Hass gegen Makedonien brach offen aus, und selbst die freundlichen Schreiben Alexanders und die Warnung des umsichtigen Phokion vermochten die Bewegung nicht mehr zu hemmen.

Jetzt erschien Demosthenes, obgleich noch in tiefer Trauer über den Tod seiner Tochter, vor dem versammelten Volke in Athen, mahnte, den Göttern für das glückliche Ereigniss zu danken und sich der Freiheit würdig zu zeigen, regte Alles zu freudiger Hoffnung auf, und darauf wurde dem Mörder Philipps ein Ehrenkranz zuerkannt und beschlossen,

dem neuen Könige als Oberanführer nicht mehr willfährig zu sein.

Bald verbreitete sich die Bewegung von Athen aus über ganz Hellas, Demosthenes erweckte und nährte die Flamme wo und wie er konnte, unterhandelte selbst mit den Persischen Statthaltern in Klein-Asien, und bald erstand ein grosser Bund gegen die Makedonische Oberherrschaft, welche auch die Thebaner nicht mehr anerkennen wollten. Aber ehe sie noch ganz gerüstet und einig waren, erschien Alexander mit dem sieggewohnten Heere seines Vaters, schreckte und gewann zuerst die Thessalier, zog ungehindert durch die Thermopylen, nahm Sitz unter den zusammengerufenen Amphiktyonen, demüthigte Theben, und dann musste sich auch Athen vor dem jungen Sieger beugen, der sogar nach dem Peloponnes vordrang und überall, wenn auch nicht Gehorsam, doch keinen offenen Widerstand fand.

Darauf wurde Friede geschlossen zwischen Makedonien und Hellas und den Hellenischen Staaten unter einander: diese begeben sich des Rechtes, ihre Streitigkeiten mit Waffengewalt zu entscheiden, und erkennen die beständige Versammlung in Korinth als Richterin ihrer Angelegenheiten; hier wird Alexander zum Oberanführer im Kriege gegen die Perser ernannt, und nachdem er so durch eine tiefgreifende Umgestaltung der Verhältnisse und durch Besatzungen den Frieden und die Abhängigkeit von Hellas für gesichert hielt, kehrte er nach Makedonien zurück und bekämpfte dann die feindlichen Völker am Ister und die Illyrier.

Plötzlich verbreitet sich von Theben aus die Nachricht von seinem Tode. Die aus jener Stadt auf Philipps Begehren verbannten Männer waren heimlich zurückgekehrt,

verkündeten dann jubelnd den Tod Alexanders und riefen das Volk zur Freiheit. Gesandte eilen nach Athen und durch ganz Hellas und rufen zum gemeinsamen Kampfe für die Unabhängigkeit. Da ermahnt und drängt Demosthenes vom Neuen die Athener; sie beschliessen, Theben zu unterstützen, zögern aber aus Furcht vor Alexanders Rache, indessen Demosthenes von den Persern Geld zur Kriegsrüstung erhält und dafür Waffen kauft und nach Theben sendet. Aber der Aufstand wird im Beginne niedergedrückt, Alexander steht unerwartet vor den Thoren Thebens, erobert die Stadt im Sturme und gibt sie nach einem Beschlusse der Versammlung zu Korinth der Verheerung preis. Ganz Hellas huldigte erschreckt dem Sieger, auch Athen schickte Gesandte an ihn, unter welchen Demosthenes war, der aber auf dem Wege wieder umkehrte, da er sich dem Anblicke des Erzürnten nicht bloss stellen wollte. Wirklich verlangte Alexander die Auslieferung der Redner, die zum Kriege gerathen hatten, und namentlich die des Demosthenes.

Da soll dieser dem Volke eine Fabel von den Schafen erzählt haben, von welchen die Hunde an den Wolf ausgeliefert wurden, mit dem Zusatze: So wie wir sehen, dass die Kaufleute vermittels einer kleinen Probe von Weizen, die sie in einer Schale herumtragen, eine grosse Menge desselben verkaufen: so werdet auch ihr unvermerkt euch selbst in uns dem Alexander überliefern. — Auf diese Rede und wohl noch mehr im dankbaren Andenken an seine Verdienste suchte ihn das Volk zu retten, liess ihn selbst nicht von dem Amphiktyonengerichte verurtheilen, und der Redner Demades wusste den Zorn des Königs zu besänftigen, dass nur Charidemus aus Athen verwiesen wurde.

Von nun an war Makedoniens Herrschaft in Hellas befestigt, die alten Freunde des freien Vaterlandes schwiegen gezwungen und die Rednerbühne widerhallte nur von Alexanders Lob. Demosthenes schwieg tief trauernd über den Fall von Athen und von Hellas. — Als Alles gewonnen oder niedergebeugt und durch den treuen Feldherrn Antipater die Unterdrückung eines jeden Aufstandes leicht schien, schiffte Alexander im J. 334 v. Chr. zum grossen Kampfe nach Asien über, eilte dort von Sieg zu Sieg, und der Thron des Persischen Reiches ward der Preis seiner Mühen. In Hellas lastete aber indessen der Druck der Makedonischen Herrschaft immer schwerer auf den ehemals freien Staaten; da erhob sich Agis, der König der Spartaner, welche bisher noch am Meisten geschont waren, um die Fremdherrschaft zu brechen und Sparta wieder an die Spitze der befreiten dankbaren Hellenischen Staaten zu stellen. Der grösste Theil des Peloponneses war mit ihm, und jetzt rief auch der nie besiegte Demosthenes Athen wieder zu den Waffen, fand aber kein Gehör. Die Erhebung wurde durch Antipater schnell unterdrückt, Agis fiel mit fünf Tausend Spartanern in der heissen Schlacht (330 v. Chr.), und nun musste auch Sparta seine lange bewahrte unabhängige Stellung aufgeben, in den allgemeinen Bund der Hellenen eintreten und damit Alexanders Oberherrlichkeit anerkennen.

Um diese Zeit war es, dass Äschines, acht Jahre nachdem er seine Klage gegen Ktesiphon eingereicht hatte, dieselbe wieder aufnahm, um seinem persönlichen Hasse gegen Demosthenes zu genügen, und er hielt nicht lange vor den grossen Dionysien vor einer ungemein zahlreichen Versammlung jene berühmte Rede, die wohl ein glänzendes

Zeugniss von seiner Gewandtheit im Vortrage gibt, aber auch von seiner glühenden Rachsucht gegen Demosthenes, den er vor der Mit- und Nachwelt entehren wollte. Die Rede ist voll boshaft berechneter Künstlichkeit, um durch den Schein zu blenden und das Urtheil zu verwirren. Die Hauptpunkte suchen darzuthun: Ktesiphon habe gegen das Gesetz gehandelt, welches verbietet, einen Staatsbeamten vor abgelegter Rechenschaft zu bekränzen; Demosthenes war aber damals Vorstand bei dem Bau der Mauer und hatte noch keine Rechenschaft über die empfangenen Gelder abgelegt. Eben so ungesetzlich sei es, eine Bekränzung im Theater auszurufen. Auch sei es falsch, dass Demosthenes wegen seiner Tugend und Vaterlandsliebe eine goldene Krone verdiene, wie man aus dessen Privat- und öffentlichem Leben ansehen könne. Dabei kommt Äschines selbst noch auf jene Zeit der Truggesandtschaft zurück, sucht sich vom Neuen wegen jener Sache zu vertheidigen und bietet Alles auf, was den Charakter seines Gegners verdächtigen kann. Vorzüglich hebt er hervor, dass Demosthenes sich ruchlos gegen die Götter gezeigt und die Bestrafung der Amphisseer zu hindern gesucht habe, die doch heiliges Feld bebaut hatten; dass das Bündniss mit Theben nicht das Werk der Beredsamkeit desselben, sondern der dringenden Umstände, und Demosthenes vielmehr an dem Unglücke von Theben und Hellas die Hauptursache gewesen sei; er wirft ihm unächte Abkunft, Habsucht, Bestechlichkeit und Feigheit vor, stellt das Bild eines wahren Volksfreundes auf, um zu zeigen, dass Demosthenes diesem Bilde nicht gleiche, stellt ihn den grossen Männern des Alterthums gegenüber, denen man keine Kronen oder persönliche Auszeichnungen gewährt habe,

rügt den Missbrauch solcher Belohnungen und fordert die Richter auf, den Ktesiphon und mit ihm den Demosthenes zu verurtheilen als den Urheber aller Widerwärtigkeiten für die Stadt.

Der Schluss der Rede enthüllt die wahre Absicht: Demosthenes soll fallen, weil er der Feind, ja der heftigste Gegner der Makedonier ist. Deswegen ruft Äschines den Richtern zu: Denkt an die Zeit, in welcher ihr die Stimme abgebt. Unsere Stadt ist wegen des politischen Benehmens des Demosthenes im üblen Rufe; bekränzt ihr ihn, so wird es scheinen, als habet ihr gleiche Gesinnung mit Denen, welche den Frieden übertreten; thut ihr aber das Gegentheil davon, so werdet ihr das Volk von solchen Anschuldigungen befreien.

Zehntes Kapitel.

Demosthenes fühlte es tief, seine Vertheidigung auf diese Anklage gelte nicht bloss der augenblicklichen Freisprechung und Rettung aus den Fallstricken des schlaun und erbit-
terten Gegners, sondern zugleich der Ehre und dem Ruhme seines ganzen vielbewegten Lebens vor der Nachwelt. Dieses Gefühl beängstigte und erhob wechselweise seine Seele, darum beginnt er diesmal seine Rede schüchtern, beklommen und bittet die Götter um Beistand, die Zuhörer und Richter um geneigtes Gehör. Aber bald schwinden Bangigkeit und Furcht, und je weiter er vorrückt in der Vertheidigung und sein Leben und Handeln offen darlegt, desto mehr entfaltet die Ueberzeugung, er könne nicht verurtheilt werden und des Gegners Bosheit könne nicht siegen, ihre

Schwingen. Wie lebendige Zeugen stellt er seine Thaten dem Ankläger gegenüber, dass sie sein Leben, sein Handeln und Wollen vertheidigen, und der volle Strom seiner Rede ergiesst sich im melodischen Rhythmus aus dem innersten Born seines Gemüthes; Fantasie und Verstand sind abwechselnd thätig, um das Gemälde zu vollenden, welches von den erleuchtenden und belebenden Strahlen der Wahrheit erst seinen vollen Glanz und Werth erhält.

Im Eingange zeigt er, wie sehr er gegen Äschines im Nachtheil sei: Lästerungen und Beschuldigungen höre man gerne, nicht aber das eigene Lob, und doch müsse er, die erhobenen Anklagen abzuwälzen, von sich reden und nachweisen, was er für den Staat gethan habe. Auf die Lästereien über meine Privatverhältnisse, fährt er fort, ist meine Antwort ganz einfach diese: Erkennt ihr mich als einen solchen Menschen, wie Äschines mich darstellt, dann duldet es nicht, dass ich spreche, selbst wenn meine öffentliche Verwaltung unübertrefflich ist, sondern erhebt euch nur sogleich und verurtheilt mich. Ist Dieses aber nicht der Fall, dann glaubt dem verläumderischen Redner auch in dem Uebrigen nicht. Die eigentliche Absicht bei allen Beschuldigungen ist nur feindselige Bosheit und frevelhafter Muthwille, und der Staat könnte gar keine entsprechende Strafe auffinden, wenn dieselben wahr wären. Man soll zwar Niemanden die Freiheit entziehen, sich an das Volk zu wenden und zu sprechen; allein hier ist sie offenbar als Werkzeug der Bosheit und des Neides gebraucht worden. Wenn Äschines mein Thun der öffentlichen Anklage werth fand, musste er mich auch öffentlich anklagen und eine Untersuchung bei euch veranlassen, und wenn er mich Gesetz-

widriges vorschlagen sah, mich wegen der Gesetzwidrigkeit belangen. Denn kann er den Ktesiphon gerichtlich verfolgen um meinetwillen, so konnte er auch mich selbst anklagen, wenn er den Beweis gegen mich zu führen hoffte. Allein er handelt bei der ganzen Sache feig und hinterlistig, und statt die Gesetze anzurufen, verlässt er die gerade Rechtsbahn, weicht der offenen Rüge unmittelbar auf die frische That aus und tritt erst lange Zeit hinterher mit Beschuldigungen und Verhöhnungen auf. Dabei sucht er, statt sich offen gegen mich selbst zu wenden, noch einen Anderen, den Ktesiphon, zu verderben, da wir Beide doch allein den Handel leicht hätten mit einander ausmachen können.

Nach diesem Eingange geht der Redner zurück auf die Zeit des ersten heiligen Krieges und zeigt, wie er bei dem Ausbruche desselben noch keinen Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen habe, und wie der Friede nicht durch ihn, sondern durch die Schwäche, Unwissenheit und Feigheit der Einen und der Anderen herbeigeführt worden sei. Er schildert die Verhältnisse, hellt Alles auf und zeigt seine Unschuld eben so klar, wie er es früher schon in der Rede über die Truggesandtschaft gethan hatte. Dabei wendet er sich an seinen Gegner mit den Worten: Wenn ich die Hinderung des Vereines der Hellenen an Philipp verkauft hatte, so musstest du damals nicht schweigen, sondern schreien und Zeugniss ablegen und Anzeige thun. Aber du hast es nirgends gethan, Niemand hat deine Stimme gehört. — Dann geht er in das Einzelste ein über jene frühere Gesandtschaft und widerlegt den Vorwurf der Bestechlichkeit ganz einfach und schlagend mit der Aeusserung: Freilich musst du, Äschines, diese Ereignisse beklagen und die

Thebaner bemitleiden, da du Güter in Böotien besitzt und auf ihren Feldern ärntest; ich aber muss mich freuen, da meine Auslieferung von dem Vollbringer dieser Thaten sogleich gefordert wurde.

Darauf schildert er jene unglückliche Zeit, das Betragen des Äschines und ruft ihm zu: Du sagst, ich mache dir Alexanders Gastfreundschaft zum Vorwurf. Ich dir Alexanders Gastfreundschaft? Wie wärest du dazu gekommen? Wie ihrer gewürdigt worden? Nein, weder einen Gastfreund Philipps, noch einen Freund Alexanders mag ich dich nennen: so von Sinnen bin ich nicht. Man müsste denn etwa auch die Schnitter und andere Lohnarbeiter Freunde und Gastverwandte des Lohnherrn nennen. Aber dem ist nicht so. Ich nenne dich vielmehr einen für Geld früher an Philipp und jetzt an Alexander verdungenen Lohnknecht, und alle Diese nennen dich so. Willst du es nicht glauben, so frage sie, oder ich will es an deiner Stelle thun. Haltet ihr, Athener, den Äschines für einen Lohnknecht Alexanders oder für einen Gastfreund? Du hörst, was sie sagen.

Dann geht er sein eigenes Leben durch, erinnert, wie er seit seinem ersten Auftreten dem Philipp, so viel in seiner Macht war, Widerstand gethan und dazu aufgefordert habe, da er früh das ehrgeizige Streben des Königs erkannt, der um der Herrschaft und höchsten Gewalt willen Alles ertragen und selbst die Verstümmelung seines Körpers nicht geachtet habe. Hätte man aber Hellas ihm sogleich als Beute überlassen sollen, ja dann — fährt er fort — habe ich Unnützes gethan, indem ich Vorträge hielt; Unnützes hat der Staat gethan, indem er auf mich hörte, und es mögen dann auch alle verkehrten Handlungen und Fehlgriffe mir

zur Last fallen. Wenn aber Jemand auftreten musste, um Dies zu verhindern, Wem gebührte wohl sonst diese Rolle als den Athenern? Dieses also betrieb ich und widerstrebte dem Philipp, da ich sah, dass er alle Welt unterjochen wollte, ich warnte und liess nicht ab zu mahnen, dass man ihm nicht Alles preisgeben dürfe. Den Frieden brach er, indem er die Schiffe wegnahm, nicht aber unsere Stadt.

Hierauf zeigt er, wie thätig er gegen denselben durch Reden und Gesandtschaften gewesen, und wie auf seinen Antrag Truppen und Kriegsflotten gegen ihn ausgesendet und die Athener dadurch die Wohlthäter von Vielen geworden seien. Damals nun sei er selbst auf den Vorschlag des Aristonikus bekränzt und Dieses im Theater verkündet worden, ohne dass Äschines, der doch gegenwärtig war, etwas dagegen einwendete. Die Rettung des Chersoneses und der Stadt Byzanz, die Abwehr der Besitznahme des Hellespontes durch Philipp und die dafür den Athenern gewordene Ehre seien sein Werk gewesen; vorzüglich aber habe er dem Staate dadurch genützt, dass er ein Gesetz über Schiffe-Ausrüstungen gegeben, wodurch zum Besten des Staates die Flotte in besseren Stand gesetzt wurde. Dann geht er über auf sein Verhalten in der Sache aller Hellenen und kommt auf den eigentlichen Punkt der Streitsache, die Gesetzwidrigkeit des Antrages von Ktesiphon, wobei Äschines geflissentlich Alles durcheinander mengte. Ich bin weit entfernt zu behaupten, dass ich nicht verantwortlich bin, was mir Dieser da vorwirft; vielmehr erkläre ich mich verantwortlich für Alles, was ich während meines ganzen Lebens in Händen gehabt und für den Staat verwaltet habe, für Das aber, was ich von meinem Vermögen aus eigenem

Antrieb und Anerbieten dem Volke gegeben habe, — hörst du es, Äschines? — für Dieses erkläre ich mich niemals zur Verantwortung verpflichtet, auch keinen Anderen, und sollte es selbst einer von den neun Archonten sein. Weil ich als Vorstand bei den Theatergeldern einen Zuschuss machte, sagst du, der Rath habe mich belobt, während ich noch verantwortlich war? Nicht um Das wurde ich belobt, worüber ich noch verantwortlich war, sondern um Das, was ich zugeschossen hatte, du Sykophant! „Aber du warst auch Aufseher über den Mauerbau“, sagt er. Auch deswegen wurde ich mit Recht belobt, weil ich vom eigenen Vermögen hinzuthat, was nöthig war, ohne es in Rechnung zu bringen. Denn eine Rechnungsablage fordert Untersuchung und prüfende Richter, ein Geschenk aber verdient dankbare Anerkennung und Belobung, und deshalb hat Ktesiphon den mich betreffenden Antrag gemacht, und dass Dieses nicht bloss durch Gesetze bestimmt, sondern auch so herkömmlich sei, kann ich leicht beweisen.

Darauf lässt er die Volksbeschlüsse über viele Krönungen vortragen, welche Ehre den Männern wegen ihrer Geschenke und Zuschüsse gewährt wurde, und fährt fort: Was aber die Ausrufung im Theater betrifft, so will ich nichts davon sagen, dass Tausende tausendmal ausgerufen worden sind und dass ich selbst mehrmal dort bekränzt worden bin. Aber du bist, bei den Göttern, so stumpfsinnig, um nicht einmal zu begreifen, dass die Krone Den, der gekrönt wird, gleich sehr verherrlicht und ehrt, wo er auch immer ausgerufen wird; aber zum Nutzen Derer, welche die Krone ertheilen, geschieht die Verkündigung im Theater, weil Alle, die es hören, dadurch aufgemuntert werden, der Stadt

Gutes zu thun, und weil die den Dank Erweisenden mehr gepriesen werden, als der, welcher gekrönt wird. Aber die Gesetze selbst gestatten die Krönung und Bekanntmachung im Theater, wie durch deren Vorlesung gezeigt wird, und so erhellt denn deutlich, dass Äschines die Klage aus blosser Neide angestellt und die Gesetze verdreht habe.

Dann vertheidigt sich Demosthenes gegen die persönlichen Vorwürfe und schildert dabei im Gegensatze mit beissen- dem Spotte die häuslichen Verhältnisse seines Gegners, wendet sich darauf zu dessen öffentlichem Leben und zeigt, dass Äschines nie etwas Gutes für die Stadt gethan, das Gute vielmehr immer zu hindern gesucht, für Makedonien geworben und den Krieg gegen Amphissa veranstaltet habe, wodurch das Unglück über Hellas erst vollständig hereinge- brochen sei. Die Unternehmungen, die List und das Vor- dringen Philipps und die allgemeine Bestürzung werden le- bendig vorübergeführt; darauf fährt der Redner fort:

Damals, als Elatea weggenommen war und Philipp nur wenige Tagreisen von Athen entfernt stand und Alles in der grössten Bestürzung war: da erhob sich Niemand für das Vaterland zu sprechen. Nur ich allein von allen Rednern und Staatsmännern bewahrte bei den Unfällen die Haltung, welche mir das Wohlwollen gegen euch gegeben hatte, und suchte mitten unter den Schreckensereignissen durch Reden und schriftliche Anträge klar zu machen, was euch heilsam wäre. Ja, ich war es, der rieth, den Hass gegen Theben aufzugeben und sich mit dieser Stadt zur gemeinsamen Ver- theidigung der Freiheit zu verbinden; ich übernahm die Ge- sandtschaft, führte vom Anfang bis zum Ende Alles durch und stürzte mich euch zum Besten rücksichtslos in die

Gefahren, welche die Stadt ringsum bedrohten; ich vollbrachte Alles, was einem guten Bürger zukommt. Du aber warst nirgends zu etwas brauchbar. Gerade damals musste jeder brave Bürger Allen Das mittheilen, wenn er etwas Besseres wusste, als was ich vorschlug; aber nicht geziemt es sich, es jetzt erst zu tadeln. Der Rathgeber und Verläumder unterscheiden sich am Meisten darin, dass der Eine vor den Ereignissen seine Ansichten mittheilt und sich Denen die ihm folgen, dem Glück und Jedem der will, verantwortlich macht, während der Andere schweigt, wenn er sprechen sollte, und hämisch lästert, wenn sich ein Unfall ereignet. Damals hättest du reden sollen, wenn dir das Wohl der Stadt am Herzen lag. Aber ich gehe noch weiter und will sogar jetzt noch mein Unrecht eingestehen, wenn Jemand etwas Besseres vorzubringen weiss, oder wenn überhaupt etwas Anderes möglich war, als was ich wählte. Ja, wenn jetzt noch Jemand etwas entdeckt, dessen Ausführung damals Vortheil gebracht hätte, so erkläre ich, dass mir Dies nicht hätte entgehen sollen. Wenn es aber so etwas nicht gibt noch gab, und Niemand heute oder jemals so etwas vorbringen wird, was sollte da der Rathgeber thun? Musste er nicht von Dem, was vor Augen lag und möglich war, das Beste wählen? Dies nun habe ich gethan, als der Herold fragte: Wer will sprechen? Nicht fragte er: Wer will Vergangenes anklagen? Auch nicht: Wer will für die zukünftigen Ereignisse Bürgschaft leisten?

Während du damals stumm in der Versammlung sassest, trat ich auf und sprach. Was du damals nicht thatest, das zeige doch jetzt. Sage, welcher Gedanke, den ich hätte finden sollen, oder welche für die Stadt günstige Gelegen-

heit von mir vernachlässigt worden ist; oder welches Bündniss, welche That, zu der ich meine Mitbürger eher hätte bewegen sollen? — Ueber das Vergangene stellt Niemand eine Berathung an, die Zukunft aber und die Gegenwart ruft den Rathgeber auf seinen Posten. Damals nun war ein Theil der drohenden Gefahr noch im Anzug, der andere war schon da. Bei diesen prüfe den Plan meiner Vorschläge und hänge dich nicht verläumderisch an den Erfolg. Der Ausgang hängt bei allen Dingen von der Gottheit ab, der Vorschlag aber gibt die Gesinnung des Rathgebers kund. Rechne es mir also nicht zum Verbrechen an, wenn Philipp in der Schlacht den Sieg errang; denn der Ausgang derselben hing von Gott ab, nicht von mir. Dass ich aber nicht Alles, was nach menschlicher Berechnung möglich war, ergriffen und Dies mit aller Gerechtigkeit, Sorgfalt und Arbeitsamkeit über meine Kräfte ausgeführt habe, und dass ich nicht den Gang der Angelegenheiten so geleitet habe, wie es unserer Stadt würdig und nothwendig war: Das zeige und dann erst klage an. Wenn aber der einbrechende Sturm mächtiger war, nicht bloss als wir, sondern als alle die anderen Hellenen, was sollte man da thun? Gerade wie wenn Jemand den Schiffherrn, der Alles zur Erhaltung seines Fahrzeuges gethan und es mit Allem ausgerüstet hat, was zu seiner Sicherheit nöthig war, wenn ein Sturm sich erhebt und sein Geräthe beschädigt oder gänzlich vernichtet, den Schiffbruch zur Last legen wollte. Ich lenkte das Schiff nicht, würde er sagen, so wie auch ich das Heer nicht führte; auch beherrschte ich nicht das Glück, sondern dieses beherrscht Alles.

Erwäge aber auch noch Dieses: Wenn uns in dem Kampfe,

den wir doch im Bunde mit den Thebanern kämpften, ein solches Schicksal beschieden war, was mussten wir erst erwarten, wenn wir auch diese Bundesgenossen nicht hatten, sondern wenn sie mit Philipp gegen uns gekämpft hätten, wozu er alle seine Beredtsamkeit aufbot? Wenn so grosse Gefahr und Furcht die Stadt umringte, da die Schlacht doch drei Tagreisen weit von Attika vorfiel, was musste man erst erwarten, wenn wir dieselbe Niederlage im Lande selbst erlitten hätten? Doch wozu aussprechen, was durch die Huld eines Gottes und durch den Schutz des Bündnisses, das du so scharf tadelst, von der Stadt abgewendet wurde!

Sahst du allein die Zukunft voraus, so musstest du sie damals, als die Stadt darüber berieth, voraussagen; sahst du sie nicht, so bist du wegen dieser Unkenntniss eben so schuldig, wie die Andern. Weshalb also klagst du mich mehr an als dich? Ich gab mich ganz Dem hin, was ich für heilsam hielt; du aber brachtest weder etwas Besseres vor als Dieses, denn sonst würden sie von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch gemacht haben, noch zeigtest du dich selbst hiebei zu etwas brauchbar; sondern was der nichtswürdigste Mensch und der bitterste Feind der Stadt gethan hätte, das hast du gethan, nachdem Alles vorüber war. Du suchst Ruhm in den Unfällen der Stadt, du bist stumm, wenn etwas Vortheilhaftes geschieht; ereignet sich aber etwas Widerwärtiges, dann bist du bei der Hand.

Nun aber will ich noch etwas aussprechen, was seltsam scheinen mag; doch Niemand wundere sich darüber, sondern erwäge mit Wohlwollen, was ich sage. Selbst wenn der Ausgang Allen offenbar gewesen wäre, wenn ihn Alle vorhergesagt hätten, und du, Äschines, hättest uns mit

Schreien und Lärmen dagegen beschworen: so dürfte die Stadt doch nicht von ihrem Wege abstehen, wenn sie den Ruhm der Vorfahren oder das Urtheil der Nachwelt beachtete. Jetzt denkt man nur, die Stadt ist in ihrem Unternehmen gescheitert, was allen Menschen begegnen kann, wenn es Gott so will; wäre sie aber zurückgetreten, sie welche die Oberleitung der übrigen Staaten begehrt, dann hätte sie der Vorwurf getroffen, Alle an Philipp verrathen zu haben. Denn wenn das ohne Vertheidigung dahingegeben worden wäre, wofür unsere Vorfahren jegliche Gefahr bestanden, wer würde dann dich nicht angespuckt haben? Ich will nicht sagen, die Stadt oder mich! Mit welchen Augen würden wir die Fremden, die hieher kommen, ansehen müssen, wenn die Sache einen solchen Ausgang genommen hätte wie jetzt, Philipp zum Führer und Gebieter über Alle gewählt worden wäre; wenn Andere, um Dies abzuwehren, den Kampf ohne uns gewagt hätten, da in früheren Zeiten die Stadt niemals eine ruhmlose Sicherheit dem gefahrvollsten Kampfe für Ruhm und Ehre vorgezogen hatte?

Denn wer von den Hellenen, wer von den Barbaren weiss nicht, dass unserer Stadt von den Thebanern und von den früher mächtigen Lakedämoniern und von dem Könige der Perser gern und mit Dank Alles, was sie wünschte, wäre gegeben und, was sie besass, gelassen worden, wenn sie hätte fremden Befehlen gehorchen und die Führung der Hellenen einem Andern hätte gestatten wollen? Aber Das war den Athenern nicht angeboren, nicht erträglich. Sie entschlossen sich vielmehr, Land und Stadt zu räumen und auf die Schiffe zu flüchten, um nicht fremden Befehlen gehorchen zu müssen; sie ernannten den Themistokles, der

diesen Rath ertheilt hatte, zum Anführer, den Kyrtilus aber, der sich dem ergangenen Gebote zu folgen bereit erklärt hatte, steinigten sie, ja nicht allein ihn, sondern die Weiber auch sein Weib. Denn die Athener jener Zeit suchten keinen Redner oder Feldherrn, durch den sie in eine glückliche Sklaverei gerathen könnten, sondern selbst das Leben schien ihnen nicht wünschenswerth, wenn es nicht mit Freiheit sein sollte.

Wenn ich nun zu behaupten wagte, dass ich in euch einen solchen euerer Ahnen würdigen Sinn erweckt habe, so würde mich Jeder mit vollem Rechte tadeln können; nun aber zeige ich, dass Dieses eben euere eigenen Gedanken waren, und dass in der Stadt schon vor mir diese Gesinnung herrschte, behaupte jedoch, dass zu Allem was geschehen ist auch ich thätig mitgewirkt habe. Dieser Mensch aber, der Alles tadelt und euch feindselig gegen mich zu stimmen sucht, als wäre ich Schuld an den Schrecknissen und Gefahren der Stadt gewesen, dieser will mich jetzt um den Ehrenpreis bringen, euch aber für alle Zukunft um das gebührende Lob. Denn wenn ihr den Ktesiphon deswegen verurtheilt, als habe ich der Stadt nicht das Beste gerathen, so wird man glauben, dass ihr durch euere Fehler und nicht durch die Ungunst des Schicksals in das Unglück gerathen seid. Aber so ist es nicht. Nein, ihr habt nicht gefehlt, als ihr den Kampf für die Freiheit und Rettung Aller übernahmets; nein, bei den Ahnen schwör' ichs, die bei Marathon kämpften; bei denen, die zu Platäa dem Feinde gegenüberstanden; bei denen, die zu Salamis und Artemisium auf dem Meere stritten, und bei vielen anderen tapferen Männern, die in den öffentlichen Grabmälern liegen und

welche die Stadt alle auf gleiche Weise desselben ehrenvollen Begräbnisses gewürdigt hat, nicht bloss Diejenigen von ihnen, Äschines, welche glücklich gewesen sind, und nicht die Sieger allein. Und Dies mit Recht. Denn Alle handelten als wackere Männer, das Schicksal eines Jeden aber war so, wie es die Gottheit ihm bestimmte. Und jetzt suchst du mir, verruchter Aktenhocker, die Ehre und Liebe Dieser hier zu rauben und redest von Siegeszeichen, Schlachten und Thaten der alten Zeit, als ob der gegenwärtige Handel Dieses nöthig hätte.

Dann geht Demosthenes zurück auf die Zeit, da Theben von Philipp gedrängt sich an die Athener angeschlossen, zeigt, wie sie in zwei Schlachten gesiegt und was seine Beharrlichkeit, sein Hin- und Herreisen, seine Anstrengungen genützt haben, und wie er damals zum Danke gekrönt worden sei, ohne dass Äschines dawidersprach, und wie ein anderer Redner, der Dies that, mit seinem Antrage nicht durchdrang. Er beweist, wie Äschines jetzt nach so langer Zeit die Sachen vermenge und ein Gewebe von List und Trug den Richtern und dem Volke um die Augen werfe. Früher habe Derselbe die Klage deshalb nicht gestellt, weil er die Prüfung durch unmittelbares Vergleichen mit den Begebenheiten scheute, und jetzt wolle er, dass man bloss nach Dem urtheile, was er selbst vorbringe. Demosthenes schildert dann die grosse Macht Philipps, zeigt, wie viel er als Alleinherrscher im Kriege voraus hatte, und fährt fort: Ich aber, der ich ihm gegenüber stand, worüber war ich Herr? Ueber Nichts. Denn das Reden vor dem Volke, das Einzige, woran ich Theil hatte, gestattetet ihr auf gleiche Weise Denen, die im Solde Philipps standen, und so oft Diese etwa ein

Uebergewicht über mich erhielten, was oft vorkam, wurde von euch zum Vortheil des Feindes ein Beschluss gefasst. Ohngeachtet dieser Nachtheile meiner Lage aber habe ich für euch viele Bundesgenossen gewonnen u. s. w.

Aber welchen Nutzen brachte denn deine Beredtsamkeit dem Vaterlande? Jetzt sprichst du uns von Dem, was vergangen ist. Wie wenn ein Arzt beim Krankenbesuche nicht sagt und angibt, wie der Leidende der Krankheit entgegen könne, wenn aber Einer gestorben ist und ihm die letzte Ehre erwiesen wird, ihm zum Grabe folgt und hier auseinander setzt, wie der Mann nicht gestorben wäre, wenn er Dies oder Jenes gethan hätte. Wahnsinniger! Jetzt also sprichst du?

Darauf zeigt der Redner, dass man die Niederlage keiner seiner Handlungen beimessen könne; in der Rede habe er überall die Gesandten Philipps besiegt, aber Dieser habe mit Waffengewalt erobert, was im Kampf der Worte verloren war. Er selbst habe Alles gethan, was einem wahren Redner und Staatsmanne zukomme, und Nichts versäumt; Philipp aber habe das Meiste bewirkt durch sein Heer, durch seine Gaben und das Bestechen der Geschäftsführer. — Ich aber hatte die Kriegsmacht nicht in meiner Gewalt, und ich war nicht ihr Führer; dadurch aber, dass ich mich nicht bestechen liess, habe ich den Philipp besiegt: denn wie beim Handel der Käufer den Verkäufer besiegt, da dieser das Anerbieten annimmt, so besiegt Der, welcher nichts annimmt und sich nicht bestechen lässt, den Bietenden. Durch Dieses und vieles Andere und Aehnliche, was von mir geschehen ist, war also Ktesiphon gewiss zu seinem Antrage berechtigt.

Aber das Glück ist mir nicht günstig gewesen, ich habe

alles Unglück über Hellas gebracht, sowohl über jeden Einzelnen, als über jede Stadt!

In diesem Vorwurfe zeigt sich der Unverstand und die Scheelsucht des Äschines ganz. Ich halte Jeden, der selbst ein Mensch anderen Menschen ihr Schicksal zum Vorwurfe macht, für unverständlich. Denn da der Glückliche nicht weiss, ob er es bis zum Abend bleiben wird, wie kann er einem Anderen Dies vorrücken oder ihn deshalb beschimpfen wollen? . . . Ich aber halte das Schicksal der Stadt für gut, das Geschick aller Menschen dagegen, wie es jetzt ist, für hart und schrecklich. Denn wer von den Hellenen, wer von den Barbaren ward nicht in der gegenwärtigen Zeit von grossen Uebeln heimgesucht? Dass wir das Rühmlichste erwählt haben und uns dabei in einer besseren Lage befinden, als diejenigen Hellenen, welche in Fülle der Glückseligkeit zu leben hofften, wenn sie uns preisgäben, Dieses schreibe ich dem günstigen Geschieke der Stadt zu; sind aber Unfälle eingetreten, und ist uns nicht Alles nach Wunsche gegangen, so ist der Stadt dadurch nur ihr Antheil am Geschieke anderer Menschen zugefallen. Das eigene Geschick aber, das meinige und das jedes Einzelnen von uns, muss man wie ich glaube nach den persönlichen Verhältnissen erwägen . . . Bestehst du aber, o Äschines, durchaus auf einer Beurtheilung, so wirf einen Blick auf das deinige, und wenn du das meine besser findest, als das deinige, so höre auf, es zu schmähen.

Darauf vergleicht er denn sein Leben mit dem seines Gegners von Kindheit an und schliesst diesen Rückblick so: Lass uns nun, o Äschines, mit Ruhe und ohne Bitterkeit prüfen, was du und was ich in unserem Leben gethan

haben, und dann frage Diese hier, wessen Geschick Jeder von ihnen sich wählen würde? Du hieltest Schule, ich besuchte die Schulen; du besorgtest die Weihungen, ich empfing sie; du tanztest im Chore, ich stattete Chöre aus; du spieltest die dritten Rollen, ich sah zu; du fielst durch und ich zischte; du wirktest für die Feinde, ich für das Vaterland. Ich schweige von dem Uebrigen. Aber heute werde ich erprobt, um bekränzt zu werden, und ich erhalte das Zeugniß, in keiner Sache unrecht gethan zu haben; dir aber wird das Glück zu Theil, für einen Anschwärzer zu gelten, und es handelt sich darum, ob du ferner so fortfahren oder zum Schweigen gebracht werden sollst, wenn du nämlich nicht den fünften Theil der Stimmen erlangst. Glänzend ist also dein Geschick, siehst du es nicht? Und doch erklärst du schmähend das meinige für schlecht?

So war ich in meinen Verhältnissen zur Stadt; was aber mein Privatleben betrifft, wenn ihr nicht Alle wisst, dass ich zugänglich und wohlwollend und gegen Hilfsbedürftige dienstbeflissen war, so schweige ich hierüber, möchte auch nicht gerne davon sprechen, noch irgend ein Zeugniß beibringen, weder dass ich Gefangene von den Feinden losgekauft, noch dass ich Einigen ihre Töchter ausgestattet habe, noch sonst etwas dieser Art. Denn nach meiner Ueberzeugung muss, wer Gutes empfangen hat, sich jederzeit Dessen erinnern, wer aber Gutes gethan hat, es sogleich vergessen, wenn der Eine als ein rechtschaffener Mann, der Andere nicht als ein kleinlich denkender Mensch erscheinen soll.

Ich will aber, statt meiner Privatverhältnisse weiter zu gedenken, noch Einiges über die öffentlichen Angelegen-

heiten zu euch sagen. Kannst du nämlich, o Äschines, irgend einen Menschen unter der Sonne hier anführen, der unversehrt geblieben ist vormals von Philipps und jetzt von Alexanders Herrschaft, unter den Hellenen oder Barbaren, ja dann will ich dir zugeben, dass mein Geschick oder Missgeschick, wie du es nennen magst, an Allem Schuld gewesen sei. Ist aber auch Vielen von Denen, die mich nie gesehen, nie meine Stimme gehört haben, viel Schreckliches widerfahren, nicht bloss einzelnen Personen sondern ganzen Städten und Völkern: wird es dann nicht gerechter und wahrhafter sein, dem gemeinsamen Geschick aller Menschen und einem gewaltsamen Umschwung der Ereignisse die Schuld davon beizumessen? Du aber nimmst darauf keine Rücksicht und beschuldigst mich, der ich unter dem Einflusse des Umschwungs der Ereignisse die Staatsverwaltung führte, da du doch weisst, dass ein Theil dieses Vorwurfes Alle insgesamt, am Meisten aber dich trifft. Hätte ich nämlich für mich allein mit unumschränkter Macht die Berathungen anstellen und leiten können, so könntet ihr anderen Redner mich deshalb beschuldigen; wenn ihr aber stets in allen Versammlungen zugegen waret, und die Stadt Alle insgesamt aufforderte an der Berathung Theil zu nehmen, Allen aber zu jener Zeit und dir ganz besonders Dies das Beste dünkte, was ich vorbrachte — denn aus Wohlwollen wenigstens überliessest du mir die Hoffnungen, die Bewunderung und Ehre nicht, die mit Dem verbunden waren, was ich that; sondern weil du von der Wahrheit überwältigt wurdest und nichts zu sagen wusstest, was besser war: handelst du nicht ungerecht und frevelhaft, wenn du mir jetzt über Das Vorwürfe machst, dem du damals nichts Besseres entgegen zu setzen wusstest?

Dann zeigt Demosthenes, wie ein Redner bloss über Staatssachen sprechen und zum Besten rathen, nicht aber Privatsachen vorbringen und seine Feindschaft offenbaren solle. Äschines aber handle in dieser ganzen Sache aus Privatfeindschaft und Neid, da er wegen keines Vergehens gegen den Staat und auch wegen keines Privatvergehens, sondern gegen eine Bekränzung und Belobung Klage stelle und einen so grossen Aufwand von Worten mache, als wolle er bloss eine Probe seiner Redelust und lauten Stimme geben, was einem wahren Redner nicht so viel gelte, als dass er mit dem Volke nach demselben Ziele strebe. Die vielen anderen Vorwürfe des Äschines weist er insgesamt zurück mit den Worten: Wer mir Schuld gibt, dass ich es mit Philipp gehalten habe, was, o Erde und ihr Götter! kann mir der nicht Alles nachsagen? — Nein, nicht ich bin Schuld an den Unfällen der Stadt, sondern die schlechten Redner, die Verräther, die nur für sich sorgen und das Vaterland verkaufen. Darauf fährt er fort: Von diesem so schändlichen Vereine, von dieser Schlechtigkeit oder vielmehr von diesem Verrathe der Freiheit der Hellenen ist unsere Stadt vermöge meiner Grundsätze der Verwaltung in Aller Augen unschuldig geblieben und ich in den eurigen. Und doch fragst du mich, wegen welcher Verdienste ich geehrt zu werden verlange? Ich sage dir also Dieses: Während die Verwalter der Staaten bei den Hellenen insgesamt, bei dir anzufangen, bestochen sind, früher von Philipp und jetzt von Alexander, haben mich keine günstige Gelegenheit, keine freundlichen Worte, keine Versprechungen, keine Hoffnung, Furcht oder Gunst, noch sonst etwas Anderes gereizt und bewogen, von Dem etwas zu verrathen,

was ich für recht und dem Vaterlande heilsam erkannt hatte. Eben so wenig habe ich mich je bei irgend einem Rathe, den ich hier ertheilt habe, dem Gewinne wie auf der Wagschale zugeneigt, wie ihr zu thun pflegt; sondern in Allem habe ich mit wahrhaftem, rechtlichem und aufrichtigem Sinne gehandelt, und während ich von allen Menschen meiner Zeit die grössten Angelegenheiten unter den Händen hatte, habe ich Alles mit richtigem Blick auf rechtliche und rücksichtslose Weise verwaltet. Deshalb verlange ich geehrt zu werden. Den Bau der Mauer aber, den du verspottest, und des Grabens Führung halte ich zwar des Dankes und Lobes werth, schlage es aber weniger hoch an, als meine Thätigkeit im Staate. Nicht mit Steinen hab' ich die Stadt befestigt und mit Ziegeln, und ich setze darein nicht meinen grössten Stolz, sondern wenn du meine Befestigungsweise recht betrachten willst, so wirst du Waffen finden und Städte, Plätze, Häfen, Schiffe und Rosse und Krieger, dies Alles zu vertheidigen. Diesen Wall habe ich um Attika herumgezogen, sofern menschliche berechnende Klugheit Dies vermochte; damit ummauerte ich das Land, nicht bloss den Umkreis des Piräus oder der Stadt. Auch wurde ich nicht durch Philipps Klugheit überwältigt — nein — noch durch seine Rüstungen, sondern die Anführer und Heere der Bundesgenossen wurden besiegt durch das Schicksal.

Dieses beweist er durch die klare Auseinandersetzung seiner Massregeln und der Ereignisse und durch die Anführung der Beschlüsse; darauf fährt er fort: Wäre der Erfolg günstig gewesen, auf welcher Höhe würden wir dann stehen, ohne Widerspruch und mit vollem Rechte obendrein. Jetzt da der Erfolg anders gewesen, ist uns wenigstens der

Ruhm geblieben, und dass Niemand die Stadt und ihre Absichten tadelt, sondern das Glück, welches so über den Ausgang der Sachen entschieden hat.

Dann kommt er wieder auf die Thaten und das Leben des Äschines zurück und fragt, was durch ihn gefördert, geleistet und Gutes bewirkt worden sei? — In welchen Dingen bewiesest du dich wacker? wann kräftig? So oft du gegen deine Mitbürger hier etwas zu sagen haltest, da tönte deine Stimme gewaltig, da war dein Gedächtniss treu, da warst du der besste Schauspieler. — Und doch gedenkst du der edlen und wackeren Männer der vorigen Zeit! Du thust wohl daran. Nicht recht aber ist es, ihr Männer Athens, dass er das Wohlwollen gegen die Todten bei euch benützt, um mich, der ich jetzt unter euch lebe, mit Jenen zu vergleichen und an ihnen zu prüfen. Denn wer weiss nicht, dass alle Lebenden bald mehr bald weniger der Missgunst ausgesetzt sind, die Todten aber selbst von ihren Feinden nicht mehr gehasst werden? Dies ist so der Natur gemäss. Und ich soll mich jetzt mit diesen Männern zusammenstellen und beurtheilen lassen? Nein, denn es ist Dies weder recht noch billig. Sondern mit dir und jedem Anderen, mit dem du willst, der mit dir gleiche Grundsätze hat und gleichen Lebenswandel führt

Wer meine Verwaltung und Gesinnungen richtig prüft, der wird finden, dass sie der Verwaltung und den Gesinnungen der damals gepriesenen Männer gleich sind und nach demselben Ziele streben; die deinigen aber der Gesinnung jener Lasterer gleichen, die damals solche Männer verläumdeten. Denn es ist bekannt, dass es auch in jener Zeit Leute gab, die ihre Zeitgenossen schmähten und Die-

jenigen priesen, welche vor ihnen gelebt hatten. Gerade so ein hämisches Verfahren, wie das deinige. Du sagst, ich sei jenen Männern durchaus nicht ähnlich? Bist du ihnen ähnlich, Äschines? Oder dein Bruder? Oder ein Anderer der jetzigen Redner? Nicht Einer, behaupte ich. Aber mit den Lebenden, du braver Mann — um dir keinen anderen Namen zu geben — vergleiche mich den Lebenden und beurtheile mich und die Zeitgenossen. Vergleiche mich mit dir, mit Jedem, mit dem du willst, ich weiche vor Keinem zurück. Als es der Stadt noch frei stand, das Beste zu wählen, und Alle in der Liebe zum Vaterlande wetteiferten, da bewies ich mich als den kräftigsten Redner und Alles wurde durch meine schriftlichen Anträge, Gesetze und Gesandtschaften geleitet; von euch hingegen war Keiner zu sehen, ausser wenn es darauf ankam, den Athenern Böses zu thun. Als aber geschehen war, was nie hätte geschehen sollen, und man nicht mehr nach Rathgebern fragte, sondern nach Leuten, die sich fremdem Befehle fügen wollten, und sich gegen ihr Vaterland zu verdingen bereit und Anderen zu schmeicheln willig waren: da standest du und Jeder von Diesen auf seinem Posten, da warst du ein gewaltiger und glänzender Ritter, ich dagegen war unbedeutend, ich gestehe es, hatte aber doch eine bessere Gesinnung gegen meine Mitbürger, als ihr. Zwei Dinge sind es, die jeder gesittete Bürger — denn so darf ich wohl ohne Anmassung von mir sprechen — haben soll: im Besitze der Macht muss er der Stadt die ehrenhafte Handlungsweise und den Vorrang, zu jeder Zeit aber und bei jeder Handlung ihr sein Wohlwollen bewahren. Denn Dies steht in der Gewalt der menschlichen Natur, das Können aber und

die Wirksamkeit hängt von anderen Dingen ab. Diese Gesinnung nun werdet ihr ohne Ausnahme bei mir herrschend finden. Erwäget es selbst.

Nicht als man meine Auslieferung forderte, nicht als man Rechtsklagen gegen mich anstiftete, nicht als man drohte und nicht als man mir Versprechungen machte, nicht als man diese Ruchlosen hier wie reissende Thiere auf mich losliess: nie habe ich abgesehen von der guten Gesinnung gegen euch. Denn gleich anfangs wählte ich mir den geraden und rechten Weg bei der Staatsverwaltung, des Vaterlandes Ehre, Macht und Ruhm zu befördern, dieses zu erhöhen und mit diesem zu leben. So gehe ich denn nicht vergnügt und frohlockend über das Glück der Feinde auf dem Markte einher, die rechte Hand ausstreckend und frohe Botschaft Solchen mittheilend, von denen ich erwarten kann, dass sie es dorthin (nach Makedonien) melden; auch höre ich die glücklichen Ereignisse der Stadt nicht mit Beben und Seufzen und zur Erde gebückt wie diese Ruchlosen hier, welche die Stadt verhöhnen, als ob sie sich nicht selbst dadurch verhöhnten, indem sie so handeln, auswärts ihre Blicke richten und es loben, wenn einem Anderen ein Glück widerfahren ist, das für die Hellenen ein Unglück ist.

Möchte doch keiner von euch, o ihr Götter, Dieses billigen! Möchtet ihr vor Allem diesen Leuten hier eine bessere Gesinnung und bessere Einsicht verleihen; wenn sie aber unheilbar sind, so überliefert sie für sich allein dem Verderben, uns jedoch, den Uebrigen, gewähret schleunige Erlösung von den drohenden Gefahren und sichere Wohlfahrt!

Eilftes Kapitel.

Noch hatte Demosthenes nicht geendet, als Äschines wie niedergedonnert von der Kraft der Wahrheit und besiegt von der Wucht der Beweise den Gerichtsplatz verliess, um für immer aus Athen zu scheiden. Vor die Seele der Richter trat das Bild des alten Athen umkränzt von Ruhm und mächtiger Herrlichkeit; sie fühlten sich selbst erhoben durch die Rede des Angeklagten und liessen sich nicht einschüchtern durch die drohende Makedonische Uebermacht: sie erklärten sich für Demosthenes. Da nicht der fünfte Theil der gesammelten Stimmen für Äschines ausfiel, war er verurtheilt. Der Vorschlag des Ktesiphon wurde angenommen. Demosthenes hatte seinen heissesten und schönsten Tag erlebt. Plutarch erzählt, der siegende Redner habe seinen überwältigten Gegner getroffen, wie er im Begriffe war, nach Kleinasien überzuschiffen, und habe ihm die Reise durch ein Geldgeschenk erleichtert. Äschines lebte eine Zeit lang in Ionien und harrete von Jahr zu Jahr auf Alexanders Rückkehr; als mit der Nachricht von Dessen Tode alle seine Hoffnungen starben, begab er sich nach Rhodos, wo er eine Rednerschule stiftete. Hier trug er einst seine Rede gegen Ktesiphon vor, und als die Zuhörer sich wunderten, wie er seine Sache mit einer solchen Rede habe verlieren können, entgegnete er: Das würde euch nicht befremden, wenn ihr die Gegenrede des Demosthenes gehört hättet. Auf ihr Verlangen trug er nun auch die Vertheidigung des Demosthenes vor, und als darüber ein allgemeines Erstaunen entstand, sagte er: Ja, hättet ihr das Thier erst selbst gehört seine Rede brüllen! — Mit tiefem Schmerze musste er sehen, dass

sein Gegner durch ihn selbst noch grösser geworden war und gerade durch diese letzte Rede seinen Namen glänzend auf die Nachwelt bringen würde.

In der That ist diese Rede die letzte des Demosthenes, nicht bloss derer, die auf uns kamen, sondern wahrscheinlich aller seiner eigentlichen Reden, die er sorgfältig ausarbeitete. Damit nahm er Abschied von der Rednerbühne sie ist ein seiner ganzen Wirksamkeit würdiger Schwanengesang, wahrhaft die Krone, die er sich von dem Volke Athens und der Nachwelt gegen Hass, Neid und Verläumdung errang.

Und nun ist es wohl erlaubt, auf seine Laufbahn zurückzuschauen und sein Wirken und Wollen im Ueberblicke zu betrachten. Worin besteht denn die grosse Kraft und Kunst der Rede, die den Demosthenes seinen Zeitgenossen ehrwürdig und furchtbar machte? In der Wahrheit. Das erkannte, das sagte er selbst: Ich erscheine furchtsam und verzagt, übertreffe Keinen an Stärke der Stimme, und warum besiege ich doch die lauten und unverschämten Schreier? Weil die Wahrheit eine gewaltige Kraft hat und weil das schlechte Gewissen jener Leute und das Bewusstsein ihrer Bestechlichkeit sie schwach macht. Das bricht den kühnen Muth jener Leute, Das lähmt ihre Zunge, verschliesst ihnen den Mund, ängstigt und bringt sie zum Schweigen. — Ich habe, sagt er weiter, mich von der Bestechlichkeit frei gehalten aus Achtung vor der Gerechtigkeit und Wahrheit und aus Rücksicht auf mein übriges Leben in der Ueberzeugung, mir dadurch Ehre und Liebe zu erwerben, die ich um keinen andern Gewinn vertauschen möchte.

Demosthenes war keiner jener Redner, die den Schein

statt der Wahrheit geben, die heute für und morgen gegen eine und dieselbe Sache sprechen, die sich mit süßen Worten in das Wohlwollen der Zuhörer einschleichen, deren Verstand mit Trugschlüssen betäuben, alle Gefühle aufregen und durch Klagen und Bitten, durch Vorführung ihrer Kinder und Freunde und deren Fürsprache oder auf eine andere Weise die Besonnenheit der Richter überwältigen und irreführen: Demosthenes sagte und rieth nur, was ihm recht, gut und wahr und für das Vaterland vortheilhaft erschien. Niemals nahm er seine Zuflucht zu jenen Künsten und Listen der gewöhnlichen Redner; er zerlegte den Gegenstand in seine Theile, zergliederte wieder jeden insbesondere, liess seine Zuhörer in das Innerste der Sache schauen und übergab das Weitere dann ihrem Beschlusse, überzeugt, die Wahrheit werde am Ende doch siegen und die Zeit sie offenbar machen.

Er dachte nur an die Grösse und den Ruhm seines Vaterlandes, während beinahe alle anderen Redner seiner Zeit nach Gewinn haschten und nur diesen selbst mit Aufopferung der Wahrheit und ihrer eigenen Ueberzeugung suchten; deswegen verfolgte er sie mit bitterem Spotte, und sie zeigten sich dagegen auch überall als seine unversöhnlichen Feinde. Er selbst erklärte, in wiefern er ein Redner heissen möge. „Dieser Demosthenes ist ein Redner“, sagt da Einer. Ja, wenn ein Redner ein Mann ist, der euch rath, was seiner Ueberzeugung nach das Beste ist, und der euch dabei auf keine Weise bestürmt und mit Gewalt in euch dringt, so will ich diesen Namen nicht ablehnen. Sind dagegen die Redner so, wie ihr einige sehet, Leute von frecher Dreistigkeit und die sich von euerem Hab und

Gut bereichern, so habe ich nicht Lust, ein Redner zu heissen. Ich habe nämlich nicht das Geringste von euch angenommen, dagegen mein Vermögen bis auf einen kleinen Theil für euch aufgewendet.

An einer anderen Stelle sagt er: Keck, frech und unverschämt bin ich freilich nicht und mag es nicht sein; doch halte ich mich für weit mannhafter als Diejenigen, welche mit dreister Zudringlichkeit bei euch den Staat verwalten. Denn wer unbekümmert um Das, was dem Staate Nutzen bringt, Andere verurtheilt, Güter einzieht, verschenkt und anklagt, der bedarf hiezu keines Muthes; sondern weil er bei solchem Reden und Thun euere Gunst als Unterpfand seiner Sicherheit hat, deswegen ist er kühn ohne alle Gefahr. Wer aber zum allgemeinen Besten euerem Willen häufig widerstrebt, Nichts der Gunst wegen sagt, sondern immer das Zweckmässigste räth und sich den Theil der Verwaltung wählt, wo Vieles mehr vom Glück als von sorgfältiger Ueberlegung abhängt, und doch in beiden Beziehungen sich zur Rechenschaft gegen euch verpflichtet: Der ist mannhaft und zugleich ein nützlicher Staatsbürger, nicht aber Diejenigen, welche um der Gunst des Tages willen die grössten Güter der Stadt preisgeben.

Was Demosthenes vorschlug, war überdacht, den Zeitverhältnissen angemessen und ausführbar, für den gegenwärtigen Augenblick immer das Beste, zugleich nützlich und edel. Er war kein Freund eitler weit aussehender Plane, die den Träumen eines Wachenden gleichen, mit lieblicher Zukunft täuschen und schnell wie Nebelbilder verschwinden. Das was Noth thut, was geschehen soll und kann, Das fasst er ins Auge, dazu drängt er, Dieses wiederholt

er häufig, dass seine Reden und wiederkehrenden Mahnungen den stets fallenden Wassertropfen oder Schlägen ähnlich sind, die endlich den Felsen und das harte Herz erweichen und den trägen Willen beleben. „Thut und schafft erst das Kleine und dann legt Diesem etwas zu und fördert es weiter!“ So rieth er.

Seine Urtheile, seine Vorschläge sind das Ergebniss einer tiefen Forschung, einer in das Wesen der Dinge dringenden Anschauung; Vernunft und Erfahrung bieten ihm ihre köstlichen Schätze, die er vor seinen Mitbürgern ausbreitet und sie wählen lässt. Er will belehren und aufhellen; er will nicht den Willen durch das Gefühl irreführen und betäuben, sondern durch offene Darlegung des Gegenstandes den Verstand zur Ueberzeugung bringen und den Willen zur That bestimmen, sei es zum blossen Urtheilen durch Verdammen oder Freisprechen, sei es durch Beschlüsse zur Abwehr einer Gefahr und zur Erreichung eines bestimmten Zweckes. Dabei spricht er immer die Sprache seiner Zuhörer, er weiss Zeit und Umstände genau zu würdigen und danach den Eingang zu wählen; dann stellt er die Sache selbst so klar vor Augen, dass er jeden Unbefangenen für seine Ansicht gewinnen, ihn wahrhaft überzeugen kann.

Darin besteht die wunderbare Kraft seiner Rede, dass er für die Wahrheit auch immer den rechten Ausdruck findet; dass er je nachdem es nothwendig ist jetzt den Verstand, jetzt das Gefühl anregt und so auf den Willen einwirkt; dass er für gewöhnliche Dinge auch gewöhnlicher Worte, für Erhabenes aber einer ungewöhnlichen, scharf-bezeichnenden und kühnen Redeweise sich bedient. Nicht aber darin besteht seine Rednergewalt, wie Dionys von Hali-

karnass meint, dass er aus jeder Darstellungsweise das Schönste auswählte und so ein Muster schuf, welches aus der höheren, mittleren und niederen Schreib- und Redeart besteht, oder dass er einen Styl hat, der aus allen Stylen gemischt und zusammengesetzt ist. Darin jedoch hat derselbe Lobredner recht, wenn er sagt, Demosthenes habe die beste Redeweise, die nämlich, welche sich der Natur eines Jeden anpasst. Und wahrhaft, seine Rede gleicht einem Proteus, der alle Gestalten annimmt, sich aller Zeiten und Umstände leicht bemächtigt, die einem Jeden verständliche Sprache spricht und bald auf diese Weise bald auf jene seine Ansicht geltend zu machen, die Zuhörer zu unterrichten, zu erheben, zu entflammen, zu erschüttern und zum Handeln zu erregen versteht. Aber indem er durch seinen Tadel beugt und erröthen macht, reicht er zugleich die versöhnende Hand dar und richtet die Gemüther an den Siegeszeichen der Ahnen, an dem Anker der Hoffnung empor.

Doch hängt die Gewalt des Redners nach seiner Ansicht von den Zuhörern ab, und je nachdem sie einen Redner aufnehmen und ihm ihr Wohlwollen gewähren, danach fällt auch das Urtheil über seine Fähigkeit aus. Er selbst aber konnte sich rühmen, seine Gabe bei den gemeinsamen Angelegenheiten immer nur für und niemals gegen das Volk erprobt zu haben. Ein edler und wackerer Bürger solle weder für seinen Zorn, noch für seine Feindschaft, noch für Anderes dieser Art Unterstützung für sich fordern, noch aus einem solchen Grunde überhaupt vor der öffentlichen Versammlung auftreten; sondern er solle eigentlich Nichts dergleichen im Herzen haben, und wenn es ja nothwendig sei, es mit Milde und Mässigung verbinden. Nur da darf

der Staatsmann und Redner heftig sein, wenn der ganze Staat in Gefahr schwebt, wenn es der Sache des Volkes gegen die Feinde gilt.

Ohngeachtet seiner grossen Kraft und Fertigkeit im Reden, die er sich durch beständige Uebung von früher Jugend an erworben hatte, erhob er sich doch selten als Sprecher in den Versammlungen, selbst nicht auf die geschehene Aufforderung, wenn er sich nicht auf den Gegenstand vorbereitet hatte. Er war keiner jener allezeit redefertigen Schreier, welche sich ohne Ueberlegung des Wortes bemächtigen und ihre Rede auch ohne Ueberlegung zu Ende führen und den Erfolg dem Zufalle überlassen, oder der Menge mit süssen Worten schmeicheln. Als ihm Jemand vorwarf, dass er immer auf seine Reden studire, sagte er: Ja, denn ich würde mich schämen, einem so grossen Volke aus dem Stegreife Rath zu ertheilen.

Er kümmerte sich wenig um den Tadel, den er darüber gar oft von den anderen Volksrednern vernahm, und als ihm einst Einer derselben sagte: „Deine Reden riechen nach der Lampe“, entgegnete er: Bei dir, mein Pytheas, ist die Lampe freilich Zeuge von ganz anderen Dingen, als bei mir. Einem Andern, der wegen seiner Unredlichkeit bekannt war und ihn auch wegen seines nächtlichen Wachens verhöhnen wollte, erwiderte er: Ich weiss wohl, dass es dir lästig ist, wenn ich zur Nachtzeit Licht brenne. — Er gestand offen, dass er zwar nicht Alles aufschreibe, was er vortragen wolle, aber doch nie rede, ohne seine Gedanken niedergeschrieben zu haben. Der war nach seiner Meinung ein wahrer Volksredner, der sich auf seine Reden vorbereitete, denn diese Vorbereitung sei eine Art von Höflich-

keit gegen das Volk; wer sich aber gar nicht darum bekümmere, wie seine Rede aufgenommen werde, der sei ein stolzer, herrisch gesinnter Man und wolle mehr überraschen und überwältigen als überzeugen. Kurz, klar und kräftig eine Sache darstellen mag er wohl auch von Phokion gelernt haben, der alles Ueberflüssige im Reden vermied und den Demosthenes die Sichel (Scheere) seiner Reden zu nennen pflegte.

Trotz seiner vielen und tiefen Kenntnisse und seiner Rednergabe wurde er zuweilen von dem lärmenden Volke ausser Fassung gebracht, dass er nicht fortfahren konnte, und sein Feind Äschines machte es ihm zum Vorwurfe, dass er vor dem Könige Philipp gestottert habe. Allein der sonst so schüchterne Demosthenes ergoss einen wahren Rede-strom und schüttete wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn Beweise und Sprüche aus, wenn es galt, sein Vaterland gegen ungerechte Vorwürfe zu vertheidigen, das Volk gegen offene und geheime Umtriebe und Gefahren zu warnen, zum Kampfe zu ermuthigen und Hilfsmittel jeder Art aufzufinden. Da bot ihm die Geschichte ihre lebendigen Beispiele wie ungesucht, und es war, als ob er immer in ihren ehernen Tafeln läse und das Andenken der alten Helden in seinen Zeitgenossen erneuen wollte. Galt es, die Ver-räther und die Sorglosen zu züchtigen, dann nahm er wie aus einem gefüllten Köcher Pfeil um Pfeil zum Angriff und zur Abwehr gegen den gemeinsamen Feind. In solcher Lage zeigte er sich als einen wahrhaft begeisterten Stegreifredner, dem die Ueberredung auf der Lippe sass und der im dichterischen Schwunge Alles mit sich fort riss. Denn da sprach seine Seele, da bedurfte er keiner Vorbereitung, weil sein

ganzes Leben und Wirken nur auf Eines gerichtet war: sein Vaterland frei und gross zu erhalten oder zu machen. Da konnten ihm die Worte nicht fehlen und der Strom der Rede wuchs im Fortschreiten.

Als einst der Byzantiner Python in Philipps Angelegenheiten frech und mit einem grossen Wortschwall gegen die Athener losbrach, erhob sich Demosthenes ganz allein und widerlegte ihn. — Und als wieder einmal Lamachus in einer Lobrede auf die Könige Philipp und Alexander, die er vor der feierlichen Versammlung zu Olympia hielt, den Thebanern und Olynthiern viel Böses nachsagte, stand unversehens Demosthenes auf und erzählte mit vielen Beweisen aus der Geschichte, wie sehr sich die Thebaner und Chalkidier um Hellas verdient gemacht, wie viel Unheil dagegen die Schmeichler der Makedonier gestiftet hätten. Dadurch wurden die Zuhörer schnell umgestimmt, es entstand ein grosses Getöse und der darüber erschrockene Redner schlich sich aus der Versammlung.

Bei solchen ausserordentlichen Gelegenheiten, sagen alte Schriftsteller, gerieth Demosthenes, wenn er einmal das Wort ergriff, häufig in eine Art backhischer Wuth und redete wie begeistert in dichterischen Weisen, und seine Stegreifreden hatten weit mehr Feuer und Kühnheit als seine schriftlich abgefassten Reden. Gewiss ist, dass er in der Ausarbeitung, im Vortrage und in der Klugheit ganz den Perikles nachahmte, wodurch Dieser so gross geworden war, so dass er zwar den Ruhm der Stegreifrede nicht verschmähte, aber auch sein Ansehen nicht leicht dem Zufalle überliess. Da er einst in einer Volksversammlung heftig unterbrochen wurde, erklärte er, er habe nur noch wenige Worte zu sagen,

und darauf begann er bei einem allgemeinen Stillschweigen: „Einst im Sommer miethete ein junger Mensch einen Esel, um von Athen nach Megara zu reisen. Um Mittag aber, da die Sonne heftig brannte, wollten sowohl der Jüngling als der Eigenthümer sich in den Schatten des Esels lagern, und sie drängten und stiessen einander, indem Dieser sagte, er habe nur den Esel, nicht aber auch den Schatten vermietet; Jener jedoch behauptete, der gemiethete Esel sei mit Allem was davon abhängt in seiner Gewalt.“ Hier schwieg Demosthenes und wollte die Rednerbühne verlassen. Das Volk aber hielt ihn zurück und bat, er möchte die Erzählung ans Ende führen. Da rief er im bitteren Unmuthe: Wie? Ihr seid also geneigt, mich anzuhören, wenn ich euch eine Posse von des Esels Schatten erzähle, aber nicht, wenn ich euch von wichtigen Angelegenheiten rede?

Durch die Erfahrung hatte er auch erprobt gefunden, was ihm ein Schauspieler gleich beim ersten Auftreten aufs Eifrigste empfohlen hatte, dass nämlich der Vortrag am Meisten vermöge, und als er einst gefragt wurde, was denn das Wichtigste bei der Redekunst sei, antwortete er: der Vortrag. Und das Zweite: der Vortrag. Und dann? der Vortrag. So sehr war er überzeugt, dass der Redner vorzüglich dadurch auf die Zuhörer wirke. Nur wer von seiner Sache ganz durchdrungen sei, zeige Dieses unwillkürlich in Ton und Gebärde, und als einst Jemand seinen Beistand vor Gericht verlangte und klagte, er sei misshandelt worden, entgegnete Demosthenes: Wahrhaftig, du hast von allen Dem, was du da sagst, nicht das Geringste erlitten. Da nun Jener auffuhr: Wie, Demosthenes, mir soll Das nicht geschehen sein? versetzte er: Beim Zeus! jetzt

höre ich die Sprache eines Beleidigten und Misshandelten.

Doch gefiel seine Gebärde nicht allgemein; Äschines tadelte an ihm die Wortungethüme, die gehäuften Bilder, welche aber bei dem sinnlichen Volke ihre Wirkung nicht verfehlten. Wenn ihn die Begeisterung ergriff, stürmten seine Worte wie gewappnete Heere auf den Gegner ein und er selbst verglich sie wegen ihrer Wirkung mit Soldaten, während die Reden des Isokrates nur gleich Fechtern zum Vergnügen dienten; das glänzende Talent des Äschines verglich er mit den Sirenen und sagte: wie von diesen die Zuhörer nicht ergötzt sondern zu Grunde gerichtet werden und man deshalb ihren Gesang fliehe, so gereiche auch die Kunst dieses Redners den Zuhörern nur zum Schaden.

Zwölftes Kapitel.

Im Leben des Demosthenes spiegelt sich sein Charakter. Er blieb sich gleich von seinem ersten öffentlichen Auftreten an bis zum letzten Lebenshauche im Kampfe gegen Ungerechtigkeit, gegen Weichlichkeit und Verrath, und die Glut der Vaterlandsliebe erlosch erst mit seinem Leben. Sie war der Grundton seines Denkens und Thuns, sein Glück und Unglück, sein Schmerz und seine Beseligung; immer und überall schwebte ihm das Vaterland vor Augen, Athen seine Vaterstadt voran, dann erst Hellas. Sie und mit ihnen wahre menschliche Bildung gegen die hereinbrechende Barbarei zu befestigen und ihre Herrschaft immer weiter zu verbreiten, Das war sein unermüdetes Streben. Deswegen sagt auch Plutarch von ihm: Ich begreife nicht, wie man

behaupten kann, Demosthenes sei unbeständig gewesen und habe weder bei denselben Geschäften noch bei denselben Personen lange aushalten können. Denn es ist ja offenbar, dass er der Partei und den Geschäften, denen er sich gleich am Anfange der Staatsverwaltung widmete, bis an sein Ende treu geblieben ist; dass er nicht nur im Leben seine Gesinnung nie geändert, sondern auch weil er sie nicht ändern konnte sein Leben hingegeben hat. Nein, von Demosthenes lässt sich durchaus nicht sagen, was man von den meisten damaligen Rednern sagen konnte, dass er sich in seinen Reden oder Handlungen gedreht und Schleichwege gesucht habe, vielmehr führte er die Staatsverwaltung so zu sagen nach einer einzigen unveränderlichen Melodie und behielt in allen seinen Unternehmungen immer denselben Ton bei. — In allen seinen Reden herrschte der Grundsatz, dass man das Gute und Edle bloss um seiner selbst willen wählen müsse. Er führte die Bürger nicht zu Dem, was ihnen das Angenehmste, Leichteste und Vortheilhafteste schien, sondern er hielt es für seine Pflicht, in vielen Fällen selbst die Sicherheit und Wohlfahrt dem Guten und Edlen nachzusetzen.

Deswegen stellte er auch als Grundsatz auf: „Ein wackerer Mann muss stets nur was rühmlich ist unternehmen und sich dazu mit dem Schilde der guten Hoffnung waffnen und was die Gottheit verleihen mag mit edler Standhaftigkeit ertragen.“ — „Man wird finden, dass die Abgeneigtheit unbedingt zu thun, was recht ist, die Ursache aller Zerrüttung und der Anfang aller Uebel ist.“

„Nur wer sich aus Ehre und gutem Namen nichts macht, kann thun, was ihm gelüftet.“

„Wenn Jemand durch Habsucht und Schlechtigkeit Gewalt erlangt, so stürzt der erste besste Vorwand und der geringste Anstoss Alles um. Denn es ist unmöglich, ganz unmöglich, dass ein meineidiger, lügenhafter und ungerechter Mensch auf die Dauer eine grosse Macht besitze.“

„Wie bei einem Hause, Schiffe und ähnlichen Dingen die Theile von unten am Festesten sein müssen, so müssen auch die Anfänge und Grundlagen der Handlungen wahr und gerecht sein.“

Dieses waren die Grundsätze, die er in seinen Reden vortrug und in seinem Leben selbst beobachtete. Seine Scheu vor der Gottheit spricht er an mehreren Stellen aus und mahnt, die Götter zu fürchten und sich der bösen Thaten zu enthalten. — Ein Jeder, sagt er, der in Wort und That etwas Wichtiges beginnt, muss meiner Ueberzeugung nach mit den Göttern den Anfang machen. — Die Ereignisse, welche Athens Lage umgestalten können, scheinen ihm eine Fügung und eine Wohlthat der Götter. — Er lobt die Schiffer, die aus Scheu vor den Göttern das versicherte Schiff nicht wollten geflissentlich zu Grunde gehen lassen. Ja er hat sogar die Ueberzeugung, dass Der, welcher die Heiligthümer betreten, das Weihwasser und die heiligen Körbe berühren und Vorsteher des Gottesdienstes sein wolle, sich nicht nur die vorgeschriebene Zahl von Tagen von allem Unheiligen fern halten, sondern sein ganzes Leben rein gehalten haben müsse. — Den Göttern, sagt er, bleibt auch die geheime Abstimmung nicht verborgen. — In seiner Strenge behauptet er sogar: In Rücksicht auf Gott und Gerechtigkeit ist das Vergehen bei dem Grossen wie bei dem Kleinen von demselben Gewicht.

Er mahnt, den Unglücklichen zu helfen, da die Zukunft für alle Menschen ungewiss sei. Zeigt euch so, ruft er, wie ihr wünschet, dass Andere in demselben Falle gegen euch sein mögen. — Weil die Zukunft allen Menschen unbekannt ist, wie denn kleine Umstände und Veranlassungen grosse Veränderungen und Bewegungen verursachen: so ziemt es sich, im Glücke Mässigung zu beweisen und vorwärts in die Zukunft zu blicken.

Einfach und mässig in seinem Leben mahnte er immer zur Mässigkeit, da sie die Quelle der Freiheit und Unabhängigkeit sei. Er sagte selbst von sich und musste es oft von Anderen als Schimpf und Spott hören, er sei ein Wassertrinker. Aber nur auf diese Weise, bei einer so einfachen Lebensart war es ihm möglich, seiner Vaterstadt zur Ausstattung von Festlichkeiten und zur Unterstützung der Armen bedeutende Summen zu schenken. Nur dadurch konnte er sich von der damals in Athen allgemein herrschenden und ansteckenden Pest der Bestechlichkeit rein erhalten; was man gegen ihn vorbrachte, waren nur allgemeine Beschuldigungen, die ohne Beweise sogleich als Verläumdungen in die Augen fallen. Deswegen durfte er sich auch öffentlich und wiederholt der Reinheit seiner Gesinnungen und seiner Unbestechlichkeit rühmen. Ich beurtheile und erforsche, sagt er, die Angelegenheiten unbestochen, und Niemand kann mir irgend einen Gewinn nachweisen, mit dem meine Verwaltung der Staatsgeschäfte und meine Reden verbunden gewesen wären. — Er bedurfte keiner Schätze zum Schwelgen, sondern er gab vielmehr von seinem Eigenthum grossinnig einen Theil seinem Vaterlande hin, und nicht nur ist sein ganzes Leben ein glänzendes Zeugniß von seiner Rein-

heit, sondern es sprechen dafür auch mehrere Stimmen, durch welche die Anklagen seiner Gegner zu Schanden werden.

Er allein, heisst es bei Suidas, unter allen damaligen Athenern widerstrebte der Makedonischen Herrschaft und zeigte sich immer unbestechlich. Während alle damaligen Staatslenker mehr auf ihren Privatvorthail als auf das allgemeine Beste sahen, war er allein auf das Wohl des Vaterlandes bedacht. — Eben so haben mit Pausanias Alte und Neuere seine Unschuld gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit gezeigt. Möglich, ja sogar wahrscheinlich ist es allerdings, dass er von Persien Geld empfing, aber dasselbe als Hilfgeld nicht für sich sondern zum Kriege gegen Makedonien, zum Besten für sein Vaterland verwendete.

Eben so allgemein gehalten und ungerecht ist der ihm gemachte Vorwurf der Feigheit, weil er aus der Schlacht bei Chäronea sich rettete und sich nicht dem Tode oder der Gefangenschaft hingab, sondern sich seinem Vaterlande erhielt.

Trotz aller Gebrechen und Uebel, die in Athen herrschten, liebte er es, wie ein Kind seine Aeltern. Der gemeinsame Gegner aller Hellenen, Philipp von Makedonien, ist ihm der verhassteste Feind, besonders nachdem er selbst von ihm getäuscht war, und durch den Missmuth, der steigenden Macht des Königs nicht wehren zu können, verstimmt mag er selbst die guten Eigenschaften Desselben selten anerkennen oder loben und ruft aus: Lieber tausendmal sterben, als etwas thun, um dem Philipp zu schmeicheln. Aber Das sagt er seinen Mitbürgern offen und wiederholt, wie Vieles der König vor ihnen und vor ihrer Verfassung vor-

aushabe, wie viel besser dessen Lage sei, und wie viel anders derselbe handle als sie: er hat Charakterstärke und eine Seele, und liebt vom ganzen Herzen Die, welche ihm Gutes erzeigen, und hasst Die, welche ihm das Gegentheil thun. Bei euch aber ist nicht so. Philipp gebietet unumschränkt über die Seinen, was im Kriege von der höchsten Wichtigkeit ist; er ist stets gerüstet, hat Ueberfluss an Geld, unternimmt was er für gut findet, ohne es vorher in Beschlüssen auszusprechen oder öffentlich darüber zu rathschlagen, ohne von falschen Anklägern belangt zu werden, ohne einem Menschen verantwortlich zu sein. Er ist unbedingter Gebieter, Anführer und Herr über Alles.

Die offenbarsten Gebrechen der Verfassung Athens und der meisten sogenannten Freistaaten: Langsamkeit, Aufschieben und Versäumen der günstigen Gelegenheit, Parteigeist und Bestechlichkeit, Unkenntniss der Führer — tadelte Demosthenes oft bitter, aber vergebens. Am Deutlichsten zeigt er den Gegensatz zwischen diesen und der königlichen Regierung in folgender Schilderung: In diesem Staate wird Alles schnell nach dem Befehle ausgeführt, bei euch hingegen muss über Alles zuerst der Senat gehört und Alles zuvor durch ihn berathen, dann eine Volksversammlung angesagt werden, und zwar zu der gesetzlichen Zeit, und es müssen die das Beste rathen über Diejenigen siegen, welche aus Unkenntniss oder Schlechtigkeit widersprechen. Nach allem Diesen, wenn etwas für zuträglich erkannt und beschlossen worden ist, muss man der Armuth des grossen Haufens eine Frist gewähren, um das Erforderliche aufzubringen, damit das Beschlossene endlich wirklich zur Ausführung komme.

Demosthenes schmeichelte seinen Mitbürgern nicht und sagte von sich: Niemals habe ich nach Gunst zu sprechen gesucht, wenn ich nicht überzeugt war, dass mein Rath nützlich war. — Auch glaubte er nicht, seinen Privathass mit Aufopferung des Gemeinwohles befriedigen zu dürfen, und er war der Meinung, er müsse Das zuerst thun, wozu er Andere auffordere.

Die Staatsmänner aller Zeiten mögen es beherzigen, was er sagt: Verderblich und gefährlich ist es, wenn der an der Spitze des Staates Stehende sich mit Denen befreundet, die mit dem Volke nicht die gleichen Wünsche und Bestrebungen haben. — Wenn man sich die Feindschaft irgend welcher Menschen zuziehen muss, so glaube ich denn doch, man solle sich mit Denen verfeinden, die dem Volke etwas zu Leide thun.

Die täglichen Geschäfte zu leiten und die vom Augenblick dargebotenen Gelegenheiten richtig zu benützen und den richtigsten Zeitpunkt für jede Sache stets zu erkennen, und zu entscheiden, was man durch den Eindruck des Zuredens erlangen kann und was dagegen mit Gewalt durchgesetzt werden muss, Das ist die Sache der an der Spitze der Verwaltung stehenden Führer.

Er selbst rühmte von sich, er habe sich als Staatsmann frei erhalten von jeder Unterstützung der Leidenschaft oder Feindseligkeit oder der ungerechten Habsucht in öffentlichen sowohl als in Privatangelegenheiten. Ich, sagt er, führte mein Amt nicht so, dass ich strebte, Einer sollte über den Anderen siegen, oder dass ich den Staat gegen sich selbst die Waffen schärfen liess; sondern so, dass ich euch zu Dem anregte, von dem ihr Ehre und den Ruhm der Hoch-

herzigkeit ärnten könntet. Darauf sollen Alle und namentlich die Jünglinge hinblicken.

Dreizehntes Kapitel.

Bald steigerte sich der Makedonische Druck und damit die Unzufriedenheit in Hellas, besonders seitdem Alexander sich göttliche Abkunft und Ehre beilegen liess. Doch trug man schweigend, was nicht zu ändern war, weil das Schicksal den König offenbar begünstigte, und man wartete auf bessere Zeit und Gelegenheit. Da erschien plötzlich Harpalos, der Grossschatzmeister Alexanders, mit sehr grossen Schätzen und einer Schaar von sechs Tausend Söldnern in Attika, flüchtend vor dem Zorne des aus Indien zurückkehrenden Gebieters, weil er wegen seiner Ausschweifungen ein böses Gewissen hatte. Anfangs wurde er von Athen zurückgewiesen und hielt sich mit seiner Schaar auf dem Vorgebirge Tánaron.

Indessen wusste er die Redner durch seine Geschenke zu gewinnen, dass sie für seine Aufnahme sprachen und auf den günstigen Zeitpunkt zur Befreiung von Makedoniens Herrschaft hinwiesen, da Antipater gerade damals in die nördlichen Angelegenheiten verwickelt war. Nur Demosthenes eiferte gegen die Aufnahme und mahnte vielmehr, die Stadt möge sich nicht ohne Noth durch ungerechte Veranlassung in einen Krieg stürzen; doch wurde Harpalos in die Stadt aufgenommen, wo er sein schwelgerisches Leben wie in Asien trieb. Auf die Nachricht davon verlangte Antipater sogleich die Auslieferung des Geflüchteten, und Dieser musste entweichen und begab sich zu seiner Schaar.

Die Athener aber fürchteten dessenungeachtet noch die Rache des Antipater und eine Untersuchung wegen der von den Rednern verschleuderten Gelder, woraus man schliessen möchte, diese seien benützt worden, einen Aufstand gegen die Makedonische Herrschaft zu erregen, und nun gelang den Feinden des Demosthenes endlich, wonach sie lange gestrebt hatten, 325 v. Chr. Er der bisher Unbestechliche wurde als der Bestechlichkeit schuldig verurtheilt. Aber sowohl in der Angabe der Summen, die er von Harpalos soll empfangen haben, als auch der Umstände widersprechen die alten Erzählungen einander, dass schon daraus gerechter Verdacht gegen die Anklage entsteht. Da er die ihm auferlegte Geldsumme nicht zahlen konnte, wurde er ins Gefängniss geworfen, aus dem er entwich, und zwar, wie er selbst sagt, weil er den Schimpf seiner Einkerkierung in seiner Vorstellung zu stark empfand und besorgte, sein Körper sei nicht kräftig genug, dieses Leiden auszuhalten. Auch glaubte er dabei selbst auf die Billigung der Athener rechnen zu dürfen.

Offenbar fiel er mehr der Rachsucht und dem Hasse seiner Feinde, als aus wirklicher Schuld, und er selbst sagt, dass er nur durch die Zeitverhältnisse und besondere Umstände in die Sache verwickelt, nicht aber eigentlich wegen eines Vergehens verurtheilt worden sei. Er begab sich nach Trözene und von da auf die Insel Kalauria in den Tempel des Poseidon, nicht nur seiner Sicherheit wegen, die er durch die Heiligkeit des Ortes zu erlangen hoffte, sondern auch weil er von hier aus nach seinem Vaterlande hinüberblicken konnte, dem er mit ganzer Seele zugethan blieb.

Dass er hier oft über das wankelmüthige und undank-

bare Volk geklagt habe, ist wahrscheinlich; eben so dass er die ihn besuchenden Jünglinge gewarnt habe vor den Ungewittern, die Jedem bei der Staatsverwaltung drohen.

Noch einmal lächelte ihm das Glück. Alexander starb mitten in seinem Siegeslaufe, 323 v. Chr., und vom Neuen erwachte auf diese Nachricht die Freiheitsliebe der Hellenen. Jetzt endlich schien der günstige Augenblick gekommen, die Selbstständigkeit zu erringen; schnell bildete sich ein Bund, Athen fasste einen Beschluss würdig der grossen Ahnen: es wolle sich der Freiheit aller Hellenen annehmen, ihre Städte von den Makedonischen Besatzungen befreien, Boten an alle Städte und Stämme schicken und ihnen melden, die Athener würden sich wie ihre Ahnen einst gegen die Barbaren für die allgemeine Sache waffnen, vierzig Dreiruderer und zwei Hundert Vierruderer in die See gehen und alle ihre Männer bis zum vierzigsten Jahre ins Feld ziehen lassen. Wirklich bot es Alles auf, den Druck und die Schmach von Hellas zu nehmen. Leosthenes stellte sich als Feldherr an die Spitze, schloss Lamia ein und hielt darin den Antipater selbst belagert. Die Makedonisch gesinnten Redner entflohen aus Athen und zogen von Stadt zu Stadt, um die Gemüther für Antipater und Makedonien zu stimmen. Demosthenes aber schloss sich den Gesandten der Athener an und unterstützte sie mit Wort und That, um die allgemeine Verbindung gegen den Feind zu stärken. Alle Leiden und Beleidigungen, die er je von seinen Mitbürgern erduldet, waren vergessen, und er verjüngte sich in dem Gedanken, Hellas werde seine Selbstständigkeit wieder erringen.

Aus seiner Verbannung schrieb er nach Athen und mahnte, Alle sollten jetzt einträchtig sein um des öffentlichen Wohles

willen und einmüthig unterstützen, was beschlossen sei. Jetzt solle man nicht der früheren Vorschläge und Thaten gedenken, sondern sich die Sache so vorstellen, als ob auf einem Schiffe die Einen behaupten, man komme durch Ruder vorwärts, die Andern aber sagen, vermittels der Segel; während man zugeben müsse, dass von beiden Seiten alles Mögliche zum Besten und zur Rettung des Schiffes geleistet worden sei. Jetzt solle Athen für ganz Hellas im grossartigen und bürgerfreundlichen Sinne handeln, so jedoch, dass man die besonderen Angelegenheiten darüber nicht vergesse. Jetzt, ruft er, sucht das Glück Männer, denen es sich zugeselle, und diese müsst ihr eben zu werden trachten. Stellt gute Führer an die Spitze der Heere, durch welche nothwendig ausgeführt werden muss, was ihr vorhabt. Alles aber, was Jeder selbst vollbringen kann und will, Das soll er sich selbst klar machen und sich dessen Vollziehung geloben.

Dann wendet er sich in einer Weise, die seiner und der Stadt würdig war, zu seiner eigenen Angelegenheit und verlangt seine Zurückberufung, indem er sich auf seine Verdienste um das Vaterland beruft und seine Unbestechlichkeit so wie die Ungerechtigkeit des Richterspruches betheuert. Sie sollten bedenken, welche Meinung man sonst von ihnen haben müsste: dass ihr nämlich einen Mann von meinen Verdiensten so behandelt habt, ist wie ich überzeugt bin als ein Missgriff von eurer Seite, für mich aber als ein Unglück anzusehen und nicht als meine Schuld, von welchem Vorwurfe ihr euch durch Zurücknahme eures Beschlusses befreien könnt. Nachdem ihr mit allen Angeklagten euch ausgesöhnt habt, so gewähret Dasselbe auch

mir. Damit ich nicht länger durch die gegenwärtigen Leiden gedrängt werde, so beschliesset auch mir zu Gunsten Das, was ihr in Betreff mehrerer Anderer schon beschlossen habt, damit nichts eurer Unwürdiges mir widerfahre, und ich auch nicht genöthigt werde, mich noch zu Anderen als Schutzflehender zu wenden. Besser wäre es für mich zu sterben, wenn eine Aussöhnung mit euch für mich abgeschnitten wäre. Ihr könnt versichert sein, dass Dies wirklich meine Gesinnung sei und dass ich nicht etwa nur zum Schein auf dieselbe mein Vertrauen setze. Da jetzt das gerechte Schicksal glücklicher Weise über das ungerechte die Oberhand behalten und euch in den Fall gesetzt hat, über dieselbe Sache zweimal zu berathen, weil ihr nichts über mich beschlossen habt, was nicht wieder gut zu machen wäre: so rettet mich und beschliesst, was sowohl eurer selbst als auch meiner würdig ist.

Möge indessen, schliesst er, Niemand glauben, dass ich aus Charakterschwäche oder aus einer anderen nicht ehrenhaften Ursache in diesem Briefe meinen Jammer beklage. Beschäftigt sich doch Jedermann mit Dem am Meisten, was ihm die Gegenwart aufdringt; mich aber umgibt unverdienter Kummer und Schmerz, Thränen und Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach euch in Erwägung Dessen, was ich erlitten habe, was Alles mir Klagen entlockt. Wollt ihr Dieses gehörig würdigen, so werdet ihr in meiner ganzen für euch geführten Verwaltung des Staates keine Schlaffheit und Weichlichkeit oder Feigheit entdecken können.

Aber nicht bloss an sich denkt er, sondern er verwendet sich zugleich für die Kinder des ihm gleichgesinnten verstorbenen Redners Lykurgus, welche eben so ungerecht wie

er verfolgt und eingekerkert waren. Er bittet die Athener um deren Befreiung und mahnt, dass der Hass, mit welchem sie den Vater verfolgten, doch mit dessen Tode erlöschen möge. Bei der damaligen Umgestaltung der Dinge wäre es dem Demosthenes leicht gewesen, nach Athen zurückzukehren; man hätte ihn nicht weiter belästigt und des gegen ihn erlassenen Spruches vergessen. Wirklich riethen ihm auch Einige nur zu kommen. Aber auf eine solche Weise wollte er nicht wiederkehren; er wünschte, dass seine Heimkehr ins Vaterland von des Volkes Gunst und Grossherzigkeit abhängig bliebe, und dass ihm eine Widerlegung der mit Unrecht gegen ihn verbreiteten Verläumdungen möglich gemacht würde.

Diese Briefe, noch mehr aber seine Thätigkeit für eine allgemeine Erhebung der Hellenen, brachten die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches. Als sein Vetter Demon von Päänia den Vorschlag machte ihn zurückzurufen, schickte man sogleich ein Schiff ab und empfing den Zurückkehrenden jauchzend im Hafen: keine Magistratsperson, kein Priester blieb in der Stadt zurück; beinahe alle Bürger waren ihm entgegen gezogen. Das Volk gab ihm zur Ausrichtung der Feier des Zeus des Erretters die Geldsumme, zu welcher er früher verurtheilt war.

Allein dieses Glück verschwand bald wie ein süsser Traum. Die Hellenen errangen zwei grosse Siege, aber Leosthenes fiel vor Lamia, Antipater sammelte die Makedonischen Schaaren von allen Seiten her wieder um sich, und während der Eifer der Hellenen erkaltete und sie die Freiheit schon errungen und befestigt glaubten und ihr Heer sich zerstreute, drang er schnell vorwärts, schreckte und demüthigte

die Einen, unterhandelte mit den Anderen, die Macht Makedoniens wächst in Hellas von Tag zu Tag, und schon ist selbst Athen bedroht. Da freuten sich die Freunde der Fremdherrschaft, und der Redner Demades, der sich am Frechsten mit den Makedonischen Schätzen brüstete, that den Antrag, eine Friedensbotschaft an den Antipater zu senden, welche mit Anderen er selbst und Phokion begleitete. Antipater liess sich besänftigen und versprach, die Stadt nicht zu verheeren; aber sie sollte aufhören, der Sitz der Freiheit, der Herd der Empörung gegen Makedonien zu sein. Sie sollte die Kriegskosten zahlen, eine Makedonische Besatzung aufnehmen, ihre Verfassung nach dem Willen Antipaters umgestalten und die Redner Demosthenes und Hyperides ausliefern.

Diese aber entkamen, als das Heer anrückte, mit einigen Anderen glücklich durch die Flucht; darauf verurtheilte sie das Volk auf den Vorschlag des Demades zum Tode, und Antipater sendete Soldaten unter der Anführung eines Archias aus, um Dieselben lebendig oder todt in seine Gewalt zu bringen. Als Dieser erfuhr, Demosthenes habe sich auf die Insel Kalauria in das Heiligthum Poseidons geflüchtet, fuhr er mit einigen kleinen Fahrzeugen hinüber und suchte ihn zu bereden, den Tempel zu verlassen und ihm zu Antipater zu folgen. Als er aber zu drohen begann und es schien, er würde selbst das Heiligthum entweihen und Gewalt brauchen, sprach Demosthenes: Warte noch ein wenig, ich habe den Meinigen noch etwas zu schreiben. Darauf ging er in das Innere des Tempels, nahm ein Blatt vor sich, als wenn er schreiben wolle, und hielt das Rohr an den Mund und käuete daran, wie er beim Nachdenken und Schrei-

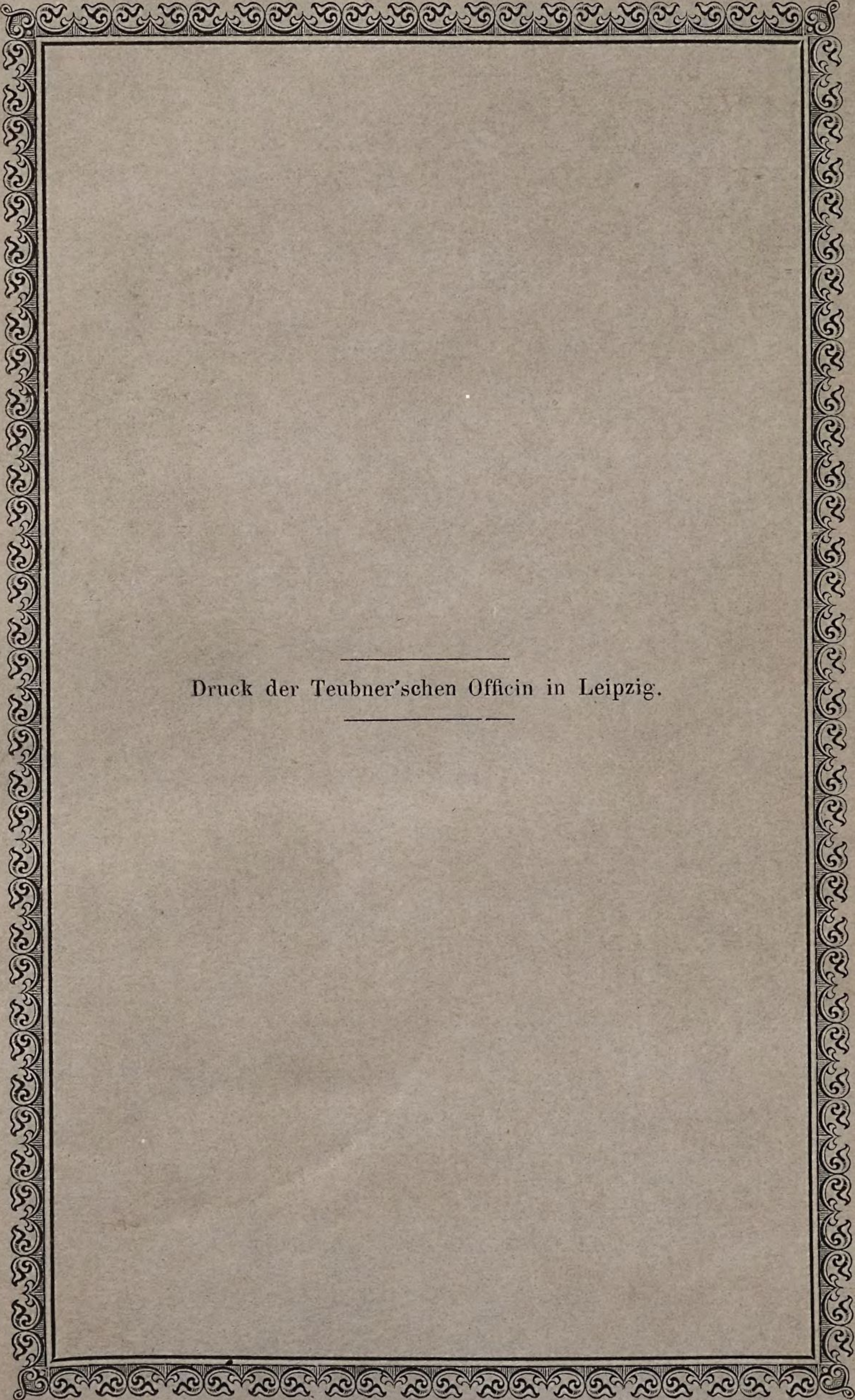
ben zu thun pflegte. Darauf verhüllte er sich und neigte das Haupt seitwärts. Er hatte das im Schreibrohr enthaltene Gift verschlungen. Als nun Archias herzutrat und ihn ermahnte aufzustehen, richtete sich Demosthenes, der die Wirkung des Giftes schon fühlte, empor und sich enthüllend sprach er: Sie wollten, Poseidon, deinen heiligen Tempel entweihen, ich aber will dich ehrend ihn noch lebend verlassen. Doch erreichte er den Ausgang nicht mehr; am Altare sank er todt nieder, 322 v. Chr. Er war siebenundsechzig, nach Anderen siebzig Jahre alt*) und hinterliess von seiner Gattin Samia zwei Söhne, und auch er versöhnte wie so viele Andere durch seinen Tod den Hass und Neid.

Selbst seine Unschuld wegen der angeblichen Bestechung wurde einer Sage zufolge noch offenbar; denn bald nachdem Harpalos aus Athen entwichen, wurde er von einem Makedonier meuchlings ermordet, sein Schatzmeister aber gedrängt zur Angabe über die Verwendung der Gelder nannte in einem Briefe nach Athen die Namen Aller und die Summen, welche Jeder erhalten hatte, des Demosthenes aber gedachte er nicht. Deswegen wurde durch ganz Hellas sein Name und sein Grabmal auf Kalauria in Ehren gehalten. Das Volk von Athen aber errichtete ihm eine eiserne Bildsäule und verordnete, dass immer der Aelteste aus seiner Familie auf öffentliche Kosten im Stadthause gespeist würde; auf der Säule war die Schrift eingegraben:

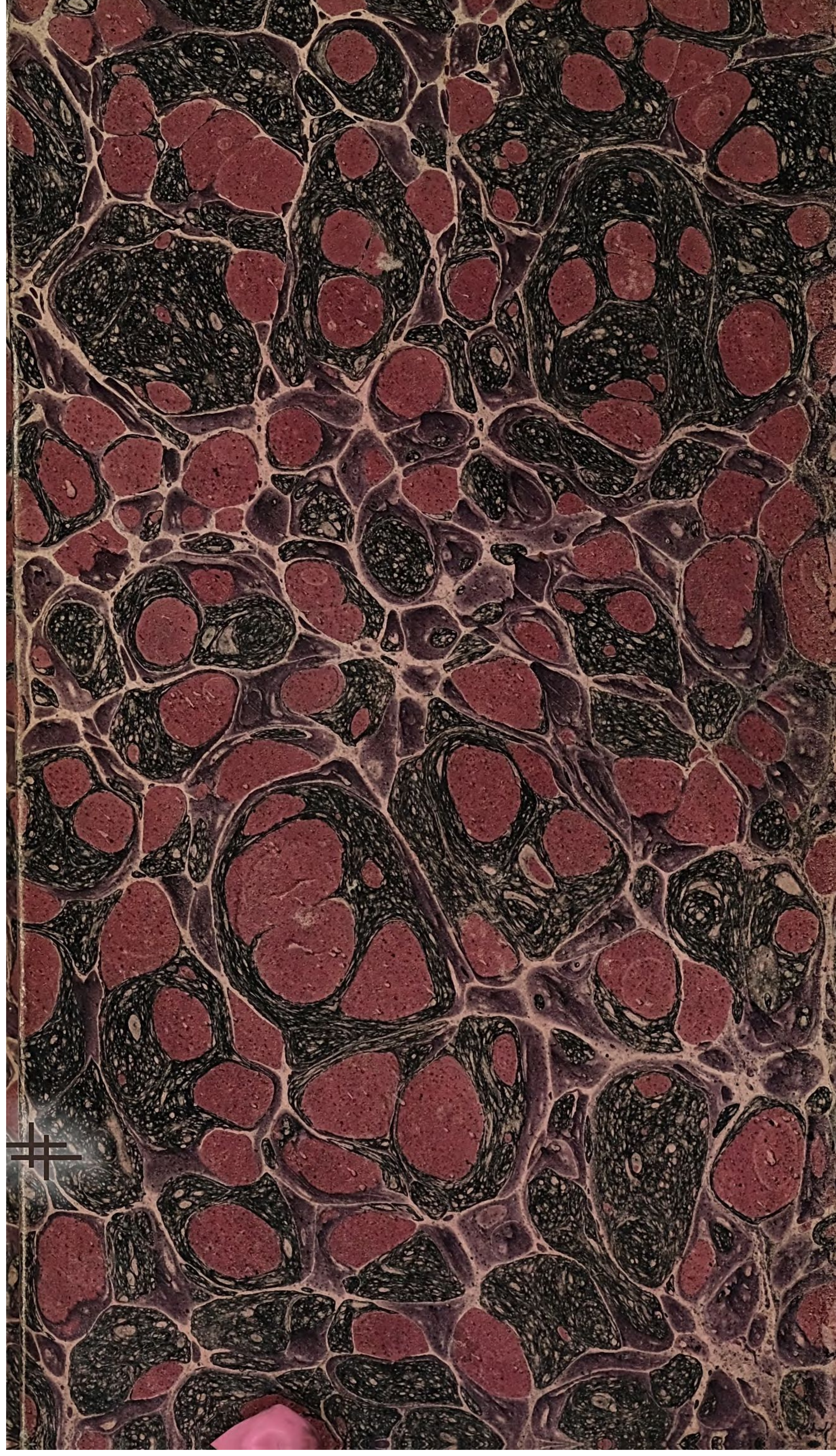
Hätte entsprochen die Kraft, Demosthenes, deiner Gesinnung:

Traun, dann erlag Hellas nicht Makedonischer Macht.

*) Dreiundsechzig nach der Annahme 385 als seines Geburtsjahres.



Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.



Söttl, Johann Michael <<von>>,

Demosthenes der Staatsmann und Redner

Wien 1852

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.144-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11425662-1